



Leseprobe

Bernhard Hennen, Robert Corvus

Die Phileasson-Saga - Silberflamme

Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 14,99 €



Seiten: 688

Erscheinungstermin: 11. September 2017

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Der Wettkampf der rivalisierenden Kapitäne Phileasson und Beorn führt die beiden dieses Mal auf die Spur eines Helden, dessen Ruhm die Jahrhunderte überdauerte. Doch der Fluch eines alten Unrechts wirft seinen Schatten bis in die Gegenwart. Als der Wettlauf um die Silberflamme – ein geheimnisumwittertes, hochelfisches Artefakt – beginnt, wird beiden Kapitänen klar, dass kalter Stahl und Kriegermut versagen, wenn die Geister der Toten die Vergangenheit hüten ...



Autor

Bernhard Hennen, Robert Corvus

Bernhard Hennen, 1966 geboren, studierte Germanistik, Geschichte und Vorderasiatische Altertumskunde. Als Journalist bereiste er den Orient und Mittelamerika, bevor er sich ganz dem Schreiben fantastischer Romane widmete. Mit seiner »Elfen«-Saga stürmte er alle Bestsellerlisten und schrieb sich an die Spitze der deutschen Fantasy-Autoren. Hennen lebt mit seiner Familie in Krefeld.

Robert Corvus, 1972 geboren, studierte Wirtschaftsinformatik und war in verschiedenen internationalen Konzernen als Strategieberater tätig, bevor er mehrere erfolgreiche Fantasy-Romane veröffentlichte. Er lebt und arbeitet in Köln.

DIE PHILEASSON-SAGA

*Nordwärts
Himmelsturm
Die Wölfin
Silberflamme
Schlangengrab
Totenmeer*

BERNHARD
HENNEN
ROBERT CORVUS

SILBERFLAMME
DIE PHILEASSON-SAGA

VIERTER ROMAN

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

er nicht ganz so fest wie neben den Brunnen der Oase, wo die Feuchtigkeit ihn schwer machte, gab aber mehr Halt als das Pulver, in dem man bis zu den Waden einsank. Der Boden war weich genug, um einen Stürzenden vor einem Bruch zu bewahren, und hart genug, um sich schnell darauf bewegen zu können. Urdiriël hatte die Stelle für den Kampf gut bestimmt.

Lailath schlug den Säbel in den Rücken eines Sippengenossen, den sie nicht erkannte. Sie alle trugen die Kleidung der Shianafeya, deren Schwarz nur im grellen Licht der Mittagssonne einen blauen Schimmer bekam.

Der Gegner ächzte.

»Zalidion!«, rief Urdiriël. »Tot!«

Für den Ausscheidungskampf benutzten sie stumpfe und biegsame Klingen, andernfalls hätte Lailaths Hieb das Rückgrat des anderen zerschmettert. So blieb ihm der echte Tod erspart, nicht aber die Schmach der Niederlage, die stärker schmerzte als der Treffer. Wie ein geprügelter Schakal zog Zalidion sich zurück. Er würde sich oben am Rand der Senke in den Kreis der Sippenmitglieder setzen und gemeinsam mit ihnen das Salasandra singen, während er zusehen musste, wie ein anderer die Ehre errang, nach der er gestrebt hatte.

Sie waren nur noch zu fünf: Kursalah, Lailath, zwei weitere Krieger und Lailaths Bruder Nantiangel, dessen Augen in beinahe demselben Blau funkelten wie ihre eigenen.

Urdiriël ging zwischen den Kämpfern umher. Die Anführerin der Shiannafeya trug die Verantwortung der Schiedsrichterin selbst. Lailath bewunderte sie. Ihr entging nichts, ihre Aufmerksamkeit war wie die Sonne, die über der gesamten Wüste schien, oder wie der Wind, der über jede Düne strich. Und sie bewegte sich wie der Sand, beständig und unaufhaltsam. Vielleicht wäre sie die Beste gewesen, um die heilige Klinge zurückzugewinnen.

Aber die Sippe brauchte Urdiriël, sie war ihr Kopf, ihr Herz, ihr Wasser. Die Shiannafeya durften sich keine Fehler mehr erlauben, denn ihnen wurden kaum noch Kinder geboren, weniger als zweihundertfünfzig waren sie inzwischen.

Die meisten davon saßen im Kreis des Salasandra und sangen ihr auf- und abschwellendes Lied zu den Kämpfern herab. Die Sippe bezeugte die Bestimmung des Erwählten, der die Ehre der Wächter wiederherstellen und verhindern würde, dass der Ruhm der Shiannafeya verwehte wie eine Spur im Sand.

Lailath hielt sich ein Stück abseits. Sie konnte Kursalah ihre Bewunderung nicht verwehren. Seine Knie, die Hüften, Waden, den geschmeidigen Oberkörper – er nutzte alles, keine noch so kleine Bewegung war ohne Zweck. Gleich einer Welle lief der Schwung durch seine Schulter, den Ellbogen entlang, als hätte er keine Knochen, dann durch das Handgelenk in das Schwert, das um eine Haaresbreite über die Deckung seines Gegners hinwegzischte. Die Spitze traf die Brust des anderen, doch die Klinge war so leicht, dass sie sich unter der Wucht des Stoßes bog, statt einzudringen.

»Belliarin!«, rief Urdiriël. »Tot!« Und sofort darauf: »Aligion! Verkrüppelt!« Im Rückschwung hatte sich Kursalah zu Boden geworfen und zugleich gedreht. Der Sand war wie in einer Windhose aufgewirbelt, die Klinge gegen das Knie des anrennenden Gegners geschlagen.

Lailath fehlte die Zeit, darüber nachzudenken, wie ein Wesen aus Fleisch und Blut zu solchen Bewegungen fähig war. Ihr Bruder drang auf sie ein.

Nantiangels Angriffen war Kursalahs Eleganz fremd. Die rasch vorgetragenen Hiebe sangen von Wut. Er wollte sein Schicksal erzwingen.

Lailath nahm die Attacke auf und wich zurück. Schritt um

Schritt, mal blockte sie, mal duckte sie sich unter einen Schlag oder ließ ihn durch einen Sprung Luft schneiden. So näherte sie sich dem tiefsten Teil der Senke, wohin der lockerste Sand gerieselt war. Ihre Füße wirbelten ihn auf, gleich dünnen Rauchfahnen stieg er in die Höhe.

Kursalah kam gemessenen Schrittes näher.

Das Tuch vor Nantiangels Gesicht wurde bei jedem Atemzug an den Mund gesogen, er legte seine ganze Kraft in diesen Kampf. Es war Zeit, die Sache zu Ende zu bringen.

Mit einem Schrei rammte Lailath die Ferse in den Boden. Sie würde nicht weiter zurückweichen. Dreimal schlugen ihr Säbel und das Schwert ihres Bruders gegeneinander, Funken sprühten aus dem Stahl.

Nantiangels brutaler Schlag traf knapp über dem Handschutz.

Lailaths Finger öffneten sich, der Säbel flog davon.

Sie stürzte in den Sand. Gerade noch fing sie sich auf einem Knie und einer Hand ab, sonst wäre sie lang hingeschlagen. Mit gesenktem Haupt bot sie Nantiangel ihren Nacken dar.

Die Geschwister waren die Einzigen ihres Alters in der Sippe, als Kinder hatten sie keine anderen Spielgefährten gehabt. Ihre Lieder hatten sie beinahe ständig gemeinsam gesungen. Lailath wusste, dass er der bessere Fechter war, so war es immer gewesen.

Kursalah stellte sich so, dass er die Sonne im Rücken hatte. Seine goldbraunen, löwenartigen Augen waren in dem Spalt, den das dunkle Kopftuch frei ließ, nur zu erahnen. Er wartete vier Schritt entfernt darauf, dass er sich dem letzten Gegner widmen konnte.

Vier Schritt. Lailath hatte gehofft, er würde näher herankommen. Niemand vermochte, die Strophen des Lebens bis auf den feinsten Ton vorauszuahnen.

Aber man konnte die Stimme vorbereiten, um dann, wenn

sie die Harmonie vervollkommnete, die eigene Melodie einzubringen.

Ihre Hand griff in den lockeren Boden. Sie sprang vor, streckte sich wie eine Lanze und schleuderte den Sand in Kursalahs Gesicht. All ihre Aufmerksamkeit diente diesem einen Ziel. Weder mental noch körperlich wäre Lailath in der Lage gewesen, sich abzufangen. Hart schlug sie auf den Boden, der Aufprall presste ihr die Luft aus der Lunge.

Dumpf hörte sie den Treffer.

Sie wagte nicht, sich zu rühren, und atmete so flach wie möglich. Das Gesichtstuch schützte ihre Nase, sodass kein Staub eindrang, aber es lag auch über ihren Ohren und dämpfte die Geräusche.

»Kursalah! Tot!«

Tränen der Erleichterung füllten Lailaths Augen. Eigentlich hätte sie darauf achten sollen, dass sie nicht über ihre Wangen rannen und verdunsteten, denn wer Wasser verschwendete, bestahl die Sippe. Doch heute brachte Lailath dieses Opfer. Die Wüste hatte ihr Sehnen erfüllt.

Nantiangels Schritte knirschten im Sand. Er hob Lailaths Säbel auf und reichte ihn seiner Schwester mit dem Griff voran.

Ihre Brust schmerzte, als sie sich hochdrückte und die Waffe entgegennahm. Sie achtete darauf, keinen Laut der Schwäche von sich zu geben, und richtete sich stolz auf.

Kursalah stieg mit gesenktem Haupt den Hang hinauf.

Urdiriël sah die beiden Geschwister auffordernd an. Ihre Augen waren ebenfalls blau, aber dunkler. »Noch ist der Kampf nicht vorbei.«

»Doch, das ist er«, widersprach Nantiangel.

»Du hast keinen Treffer gesetzt«, stellte Urdiriël fest. »Ich habe deine Schwester nicht aus dem Kampf genommen.«

»Das ist wahr«, bestätigte er.

»Dann sucht die Entscheidung.«

»Die Entscheidung ist gefallen«, sagte Lailath.

Sie hörte die Verwirrung im Gesang der Sippenangehörigen. Niemand begriff, was hier geschah. Einige mochten befürchten, die Geschwister wollten die Bestimmung der Shiannafeya missachten. Das Gegenteil war richtig, sie würden sie erfüllen.

»Wir kämpfen nicht gegeneinander«, erklärte Lailath.

»Es wird gekämpft, bis die Wüste den Würdigsten aus der Sippe der Wächter gewählt hat«, sagte Urdiriël. »So lauten die Regeln, die ich euch gab.« Diese Elfe führte die Sippe viel länger, als die Geschwister lebten. Sie strahlte eine solche Autorität aus, dass Lailaths Entschluss wankte.

Nantiangels Stimme zitterte. »Die Wüste hat nicht nach deinen Regeln gefragt, als die heilige Klinge verloren ging. Unsere Feinde haben sich um keine Regel geschert. Deine Regeln haben dem Anführer der Rosenohren nicht gestattet, Selflanatil zu rauben. Und doch ist es geschehen.«

Das Salasandra verstummte. Die Sippe verstand vielleicht noch vor Urdiriël, dass der Kampf wirklich vorbei war. Dennoch blieb es ihr Urteil, das darüber entscheiden würde, wer auszog, um die heilige Mission der Shiannafeya zu ehren. Sie neigte ihr verhülltes Haupt eine Winzigkeit.

»Wir handeln außerhalb der Regeln.« Lailaths Herz pochte nicht wegen der Anstrengung des Kampfes. Sie wusste, dass sich niemand Urdiriëls Spruch widersetzen würde – auch nicht, falls sie die Geschwister aus der Sippe verstieße. »Und weil uns keine Regeln binden, werden wir Erfolg haben, wo andere versagen.«

Lailath dachte, dass die Sippe den Gesang des Salasandra wieder aufnahm, aber es war die Wüste selbst, deren Stimme sich erhob. Binnen weniger Herzschläge wurde das Säuseln des Windes

zu einem Brausen, dann zu einem Tosen. Über der Senke wich das Blau des Himmels dem dichten Schleier aus Sand. Gelb und Grau wirbelte er in der Höhe wie die Faust eines Riesen. Die Elfen, die im Kreis oben am Hang saßen, wurden zu Schemen, aber sie harrten aus und erwarteten Urdiriels Entscheidung.

»Lailath und Nantiangel«, verkündete sie, »ihr sollt es sein!«

*Oase Kei Urdhasa,
vierter Tag im Sturmmond, vor 235 Jahren*

Am Nachmittag hatte sich der Sturm gelegt, aber noch gegen Abend überhauchte der in der Luft treibende Staub den Himmel mit einem gelblichen Schleier. Die Dünen, die die Oase schützten, die Palmen und die sandfarbenen Zelte warfen lange Schatten.

»Es macht mir Angst«, flüsterte Lailath ihrem Bruder zu.

Nantiangel drückte ihre Hand. »Es ist das, was wir wollten.«

»Nicht das.« Ihr Blick glitt über seine Gestalt. Die Beine, die einen ganzen Tag lang ein beständiges Marschtempo halten konnten, die Arme, denen das Gewicht seines Schwerts auch nach Stunden nichts ausmachte, die kräftigen und doch geschmeidigen Schultern, das verhüllte Antlitz, aus dem ihr seine blauen Augen entgegenblickten. »Wir werden ihn aufspüren, wir werden kämpfen, wir werden töten. Wir werden Selflanatil zurückbringen, und vielleicht werden wir dabei verwundet. Das schreckt mich nicht.«

»Vielleicht werden wir nicht nur verwundet. Diese Krieger sollen anders sein als die Rosenohren, die wir kennen. So verrucht er auch ist, dieser Erm Sen ist zweifellos ein hervorragender Kämpfer.«

»Das ist Kursalah auch. Gegen uns beide hat es ihm nichts genützt.«

Nantiangel ließ ihre Hand los, griff den Schleifstein und zog ihn über die Schneide seines Schwertes. Leise zischte er auf dem Stahl. Natürlich würden sie ihre echten Waffen mitnehmen, nicht solche, wie man sie im Übungskampf verwendete. Lailath hatte ihren Säbel bereits geölt und in die Scheide zurückgeschoben. Ihre Ausrüstung war in Bündeln verpackt. Kursalah tränkte die Kamele. Er hatte darum gebeten, wenigstens mit diesem niederen Dienst daran beteiligt zu sein, das heilige Schwert zurückzuholen.

Lailath ballte die Faust. Was für ein Unrecht, was für eine Schmach, dass Selflanatil diesem Nichtswürdigen in die Hände gefallen war! Jemandem, der noch nicht einmal aus der Wüste stammte. Erm Sen kam aus dem Norden, wo das Wasser reichlich sprudelte, das Land üppig und das Leben leicht war. Eigentlich wohnten dort nur verweichlichte Rosenohren, aber dieser Krieger war anders. Er hatte die Tulamiden, die Menschen der Wüste, gedemütigt, ihre Lager verwüstet, ihnen eine Niederlage nach der anderen beigebracht.

Eigentlich interessierten sich die Shiannafeya nicht für die Angelegenheiten der Rosenohren. Sie waren seltsam, sie waren hektisch, sie verstanden die Wüste nicht. Wenn sie konnten, mieden sie das Reich von Sand und Wind, statt darin aufzugehen wie ein Staubkorn. Ihre Pläne wechselten hundertmal an einem Tag, sie kannten weder Geduld noch Schönheit. Gulanija hätte sich niemals zu ihnen begeben dürfen!

Dann wäre sie auch nicht in diesem Lager gewesen, als Erm Sen es überfallen hatte. Ein paar Rosenohren hatten überlebt, so, wie auch immer einige Termiten davonkamen, wenn ihre Burg abbrannte. Sie berichteten von mehreren Hundert Kamelreitern,

die von allen Seiten über sie hergefallen seien, mit Lanzen und Schwertern. Und von Erm Sen, ihrem Anführer, den ein gewaltiger Wolf begleitete. Manche sagten, dieses Tier hätte mehr Blutdurst als der schlimmste Mörder unter den Menschen, andere meinten, darin käme Erm Sen niemand gleich.

Jedenfalls hatten die Menschen dieses Lagers ihr Wasser mit Gulanija geteilt. Lailath verstand, dass ihre Sippenschwester dieser Verlockung erlegen war. So lange war sie mit Selflanatil durch die Weiten der Wüste gezogen, durch das unfruchtbare Land. Auf diese Weise hatte sie das Herz der Göttin Orima erweichen wollen, aus den Reihen der Shiannafeya endlich wieder eine Priesterin zu berufen. Die letzte war schon lange vor Lailaths Geburt gestorben, und viele glaubten, dass dies die Kinderarmut noch verschlimmerte. Auch Nantiangel und Lailath waren schon lange erwachsen, aber nach ihnen waren der Sippe nur noch drei Leben geschenkt worden. Die Shiannafeya waren ein sterbendes Volk.

Nantiangel reckte sein Schwert der untergehenden Sonne entgegen. Das Licht schimmerte auf dem Stahl. Lailath sah keine Unebenheit, und auch er schien zufrieden, legte die Klinge auf dem über seine Knie gebreiteten Tuch ab und begann, sie einzuhölen.

»Es ist sicherer so, wie Urdiriell es bestimmt hat«, sagte er.

»Hallans Leiche ist auch zurückgekehrt.«

Sie sah hinüber zum Hügel, der den Abstieg in die Kavernen schützte. Die Magie der Shiannafeya hielt den Sand in seiner Form ebenso wie bei den Dünen, die Kei Urdhasa vor neugierigen Blicken verbargen, aber über das Element des Lebens hatten sie keine Macht. Früher war dieser Einstieg ein Brunnen gewesen, doch jetzt lag das Wasser viel tiefer. Man erreichte es noch immer, wenn man weit hinabstieg. Auf dem Weg dorthin hatten

die Shiannafeya Kavernen entdeckt, dicht unter dem Boden und so trocken, dass die Leichen der Ihren dort nicht verfielen. So konnte man sie verwahren, bevor man sie zum Meer brachte, in ein mit Zauberzeichen versehenes Boot legte und den Wellen anvertraute, die sie zur Insel Gontarin bringen sollten, wo das nächste Leben der Verstorbenen begann.

Lailath schauderte. Sie dachte ungern an das Meer.

»Hallan hatte Glück«, meinte Nantiangel. »Aber was, wenn einer von uns weniger Glück hat?«

»Du würdest mich nie zurücklassen«, sagte sie fest, »und ich dich ebenso wenig.«

»Was, wenn du dich zwischen meiner Leiche und Selflanatil entscheiden müsstest?« Ernst sah er ihr in die Augen. »Wenn du rasch fliehen musst, kannst du keinen toten Körper tragen.«

Sie schluckte. »Du hast recht.«

Die Angst blieb. Die Magie, die Urdriel mithilfe einiger anderer Zaubersänger über die Geschwister legen wollte, würde sie im Augenblick ihres Todes zu rotem Wüstensand zerfallen lassen. Niemand könnte sie dann noch halten. Sie würden mit dem Wind treiben, lange Zeit, aber irgendwann würde der Wind sie nach Gontarin tragen.

Die Sippenführerin trat aus dem Eingang zu den Katakomben. Ohne Umschweife kam sie auf die Geschwister zu.

»Es geht so schnell«, flüsterte Lailath.

Nantiangel schob sein Schwert in die Scheide und stand auf. »Die Zeit drängt. Die Tulamiden warten.«

Den Rosenohren, die Hallans Leiche gebracht hatten, war der Zutritt zu Kei Urdhasa verwehrt. Sie lagerten zwei Meilen nördlich, wo sie darauf warteten, den nächsten Erwählten der Shiannafeya mit sich zu nehmen und seinem Schicksal entgegenzuführen. Dafür gab Urdriel ihnen Silber, das sie aus irgend-

einem Grund besonders schätzten, obwohl es in fantasielose, runde Plättchen geschlagen war.

Eine Bö wehte Sand in Lailaths Augen, als sie aufstand. Sie schauderte bei der Vorstellung, dass sich ihr Körper, oder der ihres Bruders, in unzählig viele Körnchen auflösen könnte. Die Tulamiden nannten die Shiannafeya die »Kinder derer ohne Gesicht«, und das wären sie dann auch. Nicht einmal ein Haar würde von ihnen bleiben. »Es macht mir noch immer Angst«, flüsterte sie.

*Raschtulswall,
dreiundzwanzigster Tag im Sturmmond, vor 235 Jahren*

Mit einem tiefen Brüllen rannte das Kamel auf Lailath zu. Der kleine Rundschild war an den Unterarm des Reiters gebunden, sodass er beide Hände benutzen konnte, um die Lanze zu fassen. Der Versuch, sie mit dem Säbel fortzuschlagen, wäre aussichtslos gewesen.

Im letzten Moment sprang Lailath nach rechts. Dadurch befand sich das Kamel zwischen ihr und der Lanze, und dem kaiserlichen Soldaten fehlte die Zeit, die Waffe auf die andere Seite zu legen. Er riss an den Zügeln, um das Tier herzubringen, aber dafür war die Geschwindigkeit zu hoch. Ein protestierendes Gebrüll war das Einzige, was er erreichte.

Lailath schlug zu.

Der Reiter trug Stiefel aus Kernleder, die ihn gut schützten, aber Lailath hatte ihre Klinge sorgfältig geschärft. Die Waffe fand nahe am Griffstück Kontakt, und sie drückte den gekrümmten Stahl über die gesamte Länge bis zur Spitze in einer schneidenden Bewegung gegen den Widerstand.

Binnen eines Augenzwinkerns war der Krieger vorbei. Sein heller Schrei kündete davon, dass Lailaths Säbel das Stiefelleder durchdrungen hatte. Sicher war der Schnitt nicht tödlich, aber schmerzhaft, und er würde den Halt im Sattel beeinträchtigen.

Das hielt den Kaiserlichen jedoch nicht davon ab, mit seiner Lanze einen Tulamiden zu attackieren, der in Laufrichtung des Kamels kämpfte. Er durchbohrte seinen Rücken, schaurig gellte der Todesschrei durch die Nacht.

Hätte Lailath daran denken müssen, dass ihre Verbündeten dort standen? Als sie sah, wie der Reiter die Leiche von seiner Lanze schüttelte, wurde ihr übel. Schläff rollte sie den Hang hinunter, bis sie gegen einen Baum schlug.

Dieses Land verwirrte Lailath, hier war sie eine Fremde. Die vagen Melodien, mit denen die wenigen Reisenden der Sippe solche Gegenden im Salasandra besungen hatten, wurden der Wucht ihrer Eindrücke nicht gerecht. Gemeinsam mit den Tulamiden unter der Führung von Selo al'Ankhra, was in ihrer unmelodischen, einstimmigen Sprache einen Löwen bezeichnete, waren sie Erm Sens Einheit über das Gebirge gefolgt. Schon in den Schluchten war Lailath unwohl gewesen. So musste es einem Käfer ergehen, der in einen Becher fiel. Ringsum hielten die Hänge den Blick gefangen, nirgends konnte das Auge auf der geraden Linie des Horizonts ruhen. Welch eine Erlösung war eine Passhöhe, wenn man wenigstens nach Süden freie Sicht hatte und sich die Weite der Wüste erahnen ließ!

Ein Kaiserlicher, der sein Kamel verloren hatte, schlug das Schwert tief in die Halsbeuge eines Tulamiden. Der Getroffene brach zusammen und zuckte auf dem Boden. Der Feind stampfte dreimal auf seinen Kopf, bis er sich nicht mehr rührte. Auch er trug Stiefel aus Kernleder, an der Vorderseite reichten sie höher als hinten, sodass sie das Knie und die Hälfte des Oberschenkels

schützten. Sein Kettenhemd hing so weit herunter, dass dessen Ringe gegen das Leder schlugen, wenn er das Bein hochriss. Es klang wie das leise Prasseln der Steine, wenn sie auf dem Weg über das Gebirge unter den Füßen der Kamele ins Rutschen geraten und über die Felsen geschlittert waren. Auch sein Helm hatte einen Nackenschutz aus Kettengeflecht. An der Linken trug er den kleinen Rundschild der Reiter, aber die Lanze konnte er natürlich zu Fuß nicht führen. Stattdessen benutzte er ein gerades Schwert, auf dessen Klinge das Licht des Halbmonds schimmerte, wo das Blut den Stahl nicht verdunkelte.

Der Krieger sah zu ihr herüber, hob den Schild und kam auf sie zu. Das Schwert legte er auf der zurückgenommenen Schulter ab, sodass er kraftvoll zuschlagen könnte.

Inzwischen hatte Lailath gelernt, dass Kettenhemden einen wirkungsvollen Schutz vor ihrem Säbel boten. Mit einem Hieb gegen den Oberkörper hätte sie also kaum Erfolg.

Ihr Vorteil lag in der Schnelligkeit. Die Rosenohren bewegten sich träger als Elfen, und das Gewicht einer Eisenrüstung machte sie noch behäbiger. Zudem schützte der Helm zwar die Nase und die Augen, engte aber das Sichtfeld ein.

Lailath hielt sich auf der Schildseite des Kriegers und umkreiste ihn, sodass er sich mitdrehen musste, um sie im Blick zu behalten. Ein paarmal stieß sein Schwert vor, aber das waren harmlose Versuche.

Viel mehr machte ihr das Land zu schaffen. Sie kannte die hundert Arten des Wüstensandes, den harten Untergrund, den nachgiebigen, den trügerischen. Sie wusste, wie man den Staub aufwirbelte, um die eigenen Bewegungen zu verbergen, oder wie man sich auf festem Boden abstieß, um sich dem Gegner entgegenzuwerfen. Am Flüstern des Windes auf einer Düne erkannte sie, ob man an einem Hang einsinken oder schnell laufen könnte.

Die Melodien des Lebens dagegen waren in der Wüste selten und kostbar. Die Schlangen, die sich über den Sand wanden, die Käfer, die sich darin eingruben, um die Mittagshitze zu überstehen, das majestätische Gleiten der Geier, der geduldige Gang der Kamele. Man konnte tagelang unterwegs sein, ohne einem einzigen Lebewesen zu begegnen.

Hier dagegen stürmte alles in wilder Kakophonie auf sie ein. Ungehemmt wucherte das Leben auf dieser Seite des Gebirges. Das Gras stand so hoch, dass man sich darin verbergen konnte, jede Bö ließ es rauschen und verursachte eine verwirrende Vielzahl von Bewegungen in unüberschaubar vielen Halmen. Büsche erhoben sich daraus, nicht einer oder zwei, sondern Hunderte. Und Bäume. Sie standen nicht beisammen, um sich gegen Wind und Sand beizustehen. Stattdessen rangen sie miteinander. In diesem Land des Überflusses wirkten selbst die Haine eitel, als hätten sich die Bäume zusammengefunden, um mit ihrem bunten Laub zu prahlen. Andere erhoben sich allein auf Hügeln und sammelten Pilze unter ihren ausladenden Kronen, wie ein arroganter Stammesführer die Seinen versammeln mochte, um sie mit seiner Pracht zu beeindrucken. Und dann erst die Tiere! Mäuse, Elstern, Füchse, Dohlen, verwilderte Hunde, fette Würmer, Libellen, Falken, Rehe, Karnickel ... sie alle schrien ihr Lied gegen den Lärm an. Hier ging es nicht darum, in Demut seinen Platz im großen Schweigen der Wüste zu finden, sondern um den Versuch, alle anderen zu übertönen. Es war schrecklich, und wenn Lailath den Hang hinuntersah, fürchtete sie, dass es nur noch schlimmer würde. Dort glänzte das Band eines breiten Flusses im Sternenlicht. Jenseits davon drohte das Gewimmel noch zuzunehmen.

Der Kaiserliche bemerkte ihre Ablenkung. Er wirbelte um die eigene Achse und ging dabei zugleich in die Knie, während

er zuschlug. Eine Attacke, die darauf zielte, Lailaths Beine zu durchtrennen.

Gerade noch rechtzeitig sprang sie hoch und riss die Knie zur Brust.

Das Schwert pfiß unter ihr hindurch.

Noch in der Luft richtete Lailath die Säbelspitze nach unten. Der Krieger hatte sich vorgebeugt, er hatte wohl damit gerechnet, dass sie zurückwiche, und sie dennoch erwischen wollen. Dadurch bot er ihr den Rücken dar. Mit einem entschlossenen Stoß, in den sie ihr gesamtes Gewicht legte, rammte sie ihre Waffe gegen das Kettenhemd.

Die schmale Spitze bog die Eisenglieder auseinander. Der Säbel drang ein. Sie spürte, wie er am Schulterblatt abrutschte und auf die Rippen traf, doch auch diesen Widerstand brach sie.

Mit dem Knie presste sie den Feind auf den Boden, fasste den Säbelgriff mit beiden Händen und lehnte sich darauf, um die Waffe noch tiefer in den Körper zu drücken. Eine gerade Klinge wie die von Nantiangel wäre besser dafür gewesen, aber sie musste mit dem auskommen, was sie hatte. Auch so würde sie das Herz oder wenigstens die Lunge durchbohren. Vielleicht hatte sie das bereits, der Mann rührte sich nicht mehr. Doch das mochte auch eine Täuschung sein.

Sie bewegte die Waffe in der Wunde hin und her, um zwischen den Rippen hindurchzukommen, und tatsächlich sank der geschliffene Stahl noch ein paar Fingerbreit tiefer ins Fleisch.

Das konnte niemand überleben.

Sie widerstand der Versuchung, dem verklingenden Lebenslied zu lauschen. Auch der Kampf war in diesem Land reine Hektik. Um sie herum wurde gefochten, gebrüllt, gestorben. Ihre Kameraden brauchten sie. Wo war Nantiangel?

Sie stand auf, setzte einen Fuß auf den Rücken des getöteten

Kriegers und zog den Säbel heraus. Das Gefecht verlagerte sich, in ihrer unmittelbaren Umgebung lagen nur Tote auf dem Hang. Selo al'Ankhra führte die Mehrzahl der Tulamiden im Kampf um die Versorgungskarren des Feindes. Dort hatten sie die Oberhand, ein umgekipptes Gefährt nutzten sie als Deckung für die Bogenschützen.

Die Kaiserlichen dagegen sammelten sich um Erm Sen. Der schändliche Räuber besaß sogar die Unverfrorenheit, Selflanatil wie eine profane Waffe zu benutzen. Es schmerzte Lailaths Herz zu sehen, wie er das heilige Schwert schwang. Dass er es vielfach eleganter tat, als sie es je bei einem Menschen gesehen hatte, machte es noch schlimmer. Wieso griff Orima nicht ein? War es der Göttin etwa gleichgültig, dass man ihr heiliges Artefakt derart schändete? Hatte sie sich von den Elfen abgewandt, sodass die Shiannafeya ihr egal waren? War die Zeit der Unfruchtbarkeit nicht nur eine Prüfung, sondern das Ende? Verging Lailaths Volk wie verdunstendes Wasser in der Wüstensonne?

Nein! Sie würden Selflanatil zurückerobern und so beweisen, dass sie seiner würdig waren. Sie waren die Wächter, und sie würden ihre Aufgabe in unverbrüchlicher Treue erfüllen.

Schreiend rannte Lailath dem Räuber entgegen, der sich mit den Seinen umgab und die Tulamiden auseinandertrieb, die den Kamelreitern den Weg hinab zum Fluss versperrten. Er war nicht nur ein hervorragender Fechter, sondern auch ein fähiger Anführer, wie Lailath widerwillig eingestand. Erm Sen ordnete die Kamelreiter so, dass sie wie ein Keil in die Tulamiden drangen. Sie konzentrierten ihre Kraft auf einen Punkt in der Schlachtlinie, sodass ihnen dort nichts entgegenzusetzen war. Zugleich preschte ein anderer Trupp an der linken Flanke vor und nahm Lailaths Verbündete in die Zange. Panik brach aus, und bevor Lailath den Ort des Geschehens erreichte, flohen die Tulamiden bereits, obwohl

sie den etwa fünfzig Reitern an Kopffzahl deutlich überlegen waren. Die Kaiserlichen setzten den Weg zum Fluss fort, wo Lailath einige Fährten als eckige Schattenrisse auf dem Wasser ausmachte.

Vor die Wahl gestellt, sich neu zu ordnen und den kampfstar- ken Gegnern nachzusetzen oder sich zu den Versorgungswagen zu begeben, wo die anderen bereits begannen, die Truhen aufzu- brechen und die Beute aufzuteilen, entschieden sich die Tulami- den für Letzteres. Nur einer blieb zurück und folgte den Reitern, wobei er eine Hand auf den Bauch presste, aus dem zwei Pfeile ragten.

Lailath erkannte ihren Bruder sofort, er war verschleiert wie sie, während die Tulamiden zwar Kopftücher trugen, aber die Gesichter frei ließen. »Nantiangel!« Sie lief auf ihn zu.

Doch zwei Nachzügler der Kaiserlichen preschten mit einge- legten Lanzen heran.

»Nein!«, schrie sie. »Nantiangel! Hinter dir!«

Ihr Bruder hörte sie und wandte sich um, erkannte die Gefahr und hob sein Schwert. Aber wie sollte eine Klinge zwei Lanzen parieren?

Alles in ihr bäumte sich dagegen auf, dass er aufgespießt wer- den könnte. Sie verfolgten eine heilige Mission, und jetzt soll- ten sie an diesen Rosenohren scheitern, die taub für die Melo- dien der Welt waren, die noch nicht einmal ahnten, welchen Frevel ihr Anführer beging? Das war eine unerträgliche Unge- rechtigkeit!

Lailath schrie ihren Schmerz, ihren Zorn hinaus. Mit ihrem ganzen Wesen wollte sie den Tod ihres Bruders verhindern, den Angriff ablenken.

Ihr Wunsch wurde zu einem Gesang, und die Melodien ihrer beiden Stimmen drangen in das Erz, das auch in diesen Ber- gen unter all dem wimmelnden Leben lag. Es antwortete auf ihr

Flehen, stieg empor. Die Erde zitterte, ein Wall warf sich auf. Er nahm von Lailath seinen Ausgang und schoss zwischen den Reitern und Nantiangel in die Höhe. Es sah aus, als grübe eine riesige Maus ihren Gang in festem Boden nahe der Oberfläche.

Zwar war der Aufwurf nur einen halben Schritt hoch, aber das reichte, um die Kamele aus dem Tritt zu bringen. Die Lanzen verfehlten ihr Ziel. Nantiangels Hieb dagegen riss einen Reiter aus dem Sattel.

Sein Kamerad wendete, doch bevor er erneut anreiten konnte, köpfte Nantiangel den gefallenen Gegner, und Lailath sprang an seine Seite. Gemeinsam erwarteten sie den Angriff.

Mit einem Schrei des Unwillens riss der Kaiserliche das Kamel wieder Richtung Fluss und folgte seinen Kameraden.

»Hinterher!«, verlangte Nantiangel. »Wir müssen ... Selflanatil ...«

Seine Knie gaben nach. Neben dem Erschlagenen sank er zu Boden. Er ließ sein Schwert fallen und drückte beide Hände neben den Pfeilen auf seinen Bauch.

Lailath kniete sich hin und bettete sein Haupt auf ihre Oberschenkel. Unten am Fluss erreichten die Kamelreiter die Fähren. Erm Sen schien das Gefecht nicht fortsetzen zu wollen.

Ringsum stöhnten die Verwundeten. Viele von ihnen würden noch in dieser Nacht sterben. Aber nicht Lailaths Bruder!

»Die Pfeile müssen raus. Sie zerreißen dir die Gedärme.« Sie zog ihr Messer, um die Geschosse freizuschneiden.

Nantiangel hielt ihre Hand zurück. Erst jetzt sah sie, dass sein linker Unterarm völlig zerrissen war.

Erschrocken schrie sie auf. »Was war das?«

»Ich war so nah«, flüsterte Nantiangel. »Keine zwei Schritt haben mich von Selflanatil getrennt. Aber dann kam dieser Wolf ... Er hat mich angesprungen.«

Auch Lailath hatte das Raubtier gesehen. Es war riesig, beinahe wie ein Löwe. Sie stellte sich vor, wie die Zähne in den Arm ihres Bruders gedrunken waren ... Er hatte Glück, dass er seine Hand nicht verloren hatte.

»Trotzdem, erst die Pfeile«, meinte sie.

»Nein, du musst ... Selflanatil ...«

Sie sah hinunter zum Fluss. Dort trafen sich jetzt einige Kaiserliche mit Tulamiden, aber sie kämpften nicht. Offenbar tauschten sie Gefangene aus, Verwundete wahrscheinlich und die Bauern aus den abgebrannten Hütten. Erm Sen stand inmitten seiner Krieger.

»Nicht heute Nacht«, flüsterte sie mit Tränen in den Augen.

Zischend atmete Nantiangel ein, als sie die Pfeile aus seinem Leib schnitt. Sie sang einen Heilzauber. Es fiel ihr schwer, der Lärm dieses Landes lenkte sie ab. Ständig verlor sie die Melodie, die ihren Wunsch, Adern und Fleisch mögen wieder zusammenwachsen, mit dem Lied der Umgebung und der magischen Kraft verbinden sollte. Und auch vom Gedanken an Selflanatil konnte sie sich nicht freimachen. Eigentlich sollte sie sich auf ihren Bruder konzentrieren, aber immer wieder glitt ihr Blick den Hang hinunter zum Fluss, den die mit Menschen und Kamelen beladenen Fähren jetzt überquerten.

Ihr Zauber blieb unvollkommen. Nantiangels Wunden bluteten nicht mehr, aber sie schmerzten noch, und er war so schwach, dass er sich auf sie stützen musste, um zu den erbeuteten Karren zu gehen.

Selo al'Ankhra und seine Leute waren bester Laune. »Ihr habt hervorragend gekämpft!«, rief er den Geschwistern entgegen. Jedenfalls glaubte Lailath, das zu verstehen. Die Sprache der Rosenohren war ihr noch immer fremd. Selo half ihr, Nantiangel auf einen Felsen zu setzen, und plapperte dabei davon, dass sie

Helden seien. Er wollte wissen, wie viele sie erschlagen hatten. Zehn? Fünfzehn?

»Ich weiß nicht, wie viele Lieder heute Nacht unter unseren Klingen verstummt sind.« Lailath musste sich konzentrieren, um sich die Worte in der Menschengsprache zurechtzulegen. »Erm Sen ist uns entkommen, das ist alles, was zählt.«

»Nein.« Selo erinnerte sie eher an einen Schakal als an einen Löwen. Seine Ohren waren groß, das Kinn spitz, die Augen huschten unablässig umher, sie waren ebenso unruhig wie dieses Land. Er sprach von einem großen Sieg, zeigte auf die erbeuteten Truhen voll Silber und forderte sie auf, sich ihren Anteil zu nehmen.

»Wieso ist das wichtig?«

Selo lachte. Er setzte an, ihr auf die Schulter zu schlagen, überlegte es sich dann aber anders. »Manchmal erscheint ihr mir wirklich wie Geister«, sagte er so langsam, dass Lailath ihn gut verstand. »Nicht von dieser Welt. Das hier«, er zeigte auf die Truhen, »ist die Soldkasse des Kamelkorps. Erm Sen wird sehr wütend sein, wenn er merkt, dass wir sie erbeutet haben.«

Lailath versicherte sich, dass Nantiangel ohne ihre Hilfe sitzen konnte, stand auf, nahm ein paar der Silberscheiben, die die Tulamiden »Münzen« nannten, und ließ sie zurückfallen. Ihr Klang war hell und leblos, ohne jede Schönheit. »Was nützt das?«

»Man braucht Silbertaler, um Krieg zu führen ...« Selo sah sie an wie ein Hund, der überlegte, wie er einen Knochen stibitzen könnte. »Das versteht ihr nicht. Aber ihr seid trotzdem hervorragende Kämpfer.«

Lailath sah hinunter zum Fluss. Die ersten Fähren erreichten das gegenüberliegende Ufer. »Wir müssen ihn verfolgen.«

»Über den Bosquir?« Energisch schüttelte Selo den Kopf. »O Tochter der Einfalt! Ohne uns!«

Lailath überlegte, ob sie ihn hier und jetzt töten sollte. Seine Feigheit widerte sie an, und der Verrat schmeckte gallig in ihrem Mund. Sie hatten gekämpft, wie er es gesagt hatte. Selo hatte bekommen, was er wollte, das sah sie an seinem selbstgefälligen Grinsen. Aber Nantiangel und Lailath sollten leer ausgehen.

Natürlich hatten sie ihm nichts von Selflanatil erzählt. Die Schande der Shiannafeya ging ihn nichts an. Aber die Vereinbarung lautete, dass er sie zu Erm Sen brachte, damit sie ihn erschlagen konnten. Doch er hatte seine Truppen mit einem anderen Ziel geführt. Einem Ziel, das sie wohl alle von vornherein im Sinn gehabt hatten, wie Lailath jetzt erkannte. Deswegen hatten sie auch die Höfe niedergebrannt und die Bauern gefangen genommen. Bestimmt gehörten sie zu jenen, die sie vorhin ausgetauscht hatten, und Erm Sen hatte zugestimmt, die Kampfhandlungen zu beenden, um die Schutzlosen zu retten. Er war ein schändlicher Räuber, und dennoch war er mehr wert als diese Tulamiden.

Sicher hätte Lailath Selo töten können. Aber was hätte das gebracht? Die anderen Rosenohren hätten sie in Stücke gehackt, und Nantiangel wohl auch. Ohne ihr Ziel erreicht zu haben, würden sie zu Sand zerfallen. Lailath schauderte.

Nein, sie wollte hier nicht sterben. Vor allem nicht so sinnlos.

Konnten sie die Verfolgung allein fortsetzen?

Nachdenklich musterte sie den Fluss. So viel Wasser ... in einem unablässigen Strom wälzte es sich dahin. Wie tief es wohl war?

»Ist das Land jenseits des Flusses ebenso laut wie hier?«, fragte sie.

Selo lachte auf. »Ich bin zwar nicht sicher, was du meinst, aber dort leben noch mehr Menschen mit ihrem Vieh.« Dann sprach er wieder schneller, und Lailath verstand nicht mehr alles. Es ging um Punin, diese Stadt, zu der Erm Sen unterwegs war. Er

reiste wohl oft dorthin, um seine Einheit zu verstärken. Die Rosenohren waren in vielerlei Hinsicht seltsam. Menschen wie Erm Sen sorgten nicht für ihren eigenen Lebensunterhalt, das taten andere. Erm Sen war ein Krieger, sonst nichts. Er schützte sein Volk und kämpfte gegen andere Völker. Seine Leute ernährten und kleideten ihn und seine Untergebenen dafür, und auch das hing irgendwie mit den Silbertalern zusammen. In Punin jedenfalls lebten viele Menschen, Zehntausende, behauptete Selo, aber er übertrieb oft. Die wenigsten von ihnen waren Krieger, aber eine Steinmauer umgab die Stadt, und es gab dort viele Häuser, ebenfalls aus Stein. Man drängte sich in engen Gassen und lebte dicht beieinander.

Schon der Gedanke an den Lärm, der dort herrschen musste, ließ Lailath zittern. Noch nicht einmal in Kei Urdhasa errichteten die Shiannafeya feste Bauwerke, immer hatte Lailath in Zelten gewohnt. Dieses ganze Land nördlich der Berge ... es war gegen sie! Es wollte ihre Niederlage, und jetzt, da Erm Sen ihnen entwischt war, lachte es die Elfen aus. Es verhöhnte sie, weil sie hier fremd waren. In Punin wäre es sicher noch schlimmer, sie würden sofort auffallen. Weder kannten sie die Sitten jenes Ortes, noch die Sprache, die man dort sprach, denn die unterschied sich von der Zunge der Tulamiden. Zehntausende Menschen ... wie sollte sie den Räuber unter so vielen finden? Und sie alle waren die Freunde Erm Sens.

Die Aussichtslosigkeit ihres Vorhabens schnürte Lailath die Kehle zu. Die Tulamiden hätten Erm Sen hier stellen müssen, vor dem Fluss. Lailaths Faust schloss sich um den Säbel.

»Die Kaiserlichen werden diese Niederlage nicht auf sich sitzen lassen«, sagte Selo langsam und verständlich. »Sie werden das Silber zurückwollen. Kehrt mit uns heim in die Wüste.«

Stöhnend krümmte sich Nantiangel.

Sofort hockte Lailath sich neben ihn. »Hast du Schmerzen?«
»Es geht schon.«

Nein, erkannte Lailath, es ging nicht. Nicht in diesem Land, nicht in dieser Nacht.

Sie presste die Zähne aufeinander.

Sie verachtete Selo, aber dennoch hatte er recht: Sicher waren sie nur in der Wüste. Dort könnten sie ergründen, was falsch gelaufen war, wirklich verstehen, wieso Erm Sen ihnen entwischt war. Sie hatten ihn gesehen, seine Melodie gehört und die seiner Krieger. Dieses Wissen mussten sie nutzen. In der Wüste würden sie zu ihrer Stärke zurückfinden, Nantiangels Wunde würde heilen. Sie würden bessere Verbündete als Selo gewinnen, und wenn sich die nicht finden ließen, würden sie einen Plan entwickeln, wie sie Selflanatil ohne fremde Hilfe zurückerlangen würden.

Noch einmal blickte Lailath über den Fluss. Von den Fähren war nichts mehr zu erkennen, man hatte sie wohl an das andere Ufer gezogen. Das hier war das Land der Kaiserlichen.

Aber die Wüste ... niemand kannte die Melodien der Wüste so gut wie die Shiannafeya. Immer war Erm Sen dorthin zurückgekehrt, und beim nächsten Mal würden seine Leiche und das Fell seines Wolfes im Sand zurückbleiben.

*Oase Kei Urdhasa,
zehnter Tag im Frostmond, vor 235 Jahren*

»Ihr habt mich enttäuscht«, urteilte Urdriel.

Die Scham verschloss Lailaths Lippen. Mehr noch als in den Worten der Sippenführerin lag ihre Traurigkeit in den tiefblauen Augen. In ihnen zeigte sich die Verständnislosigkeit gegenüber dem Handeln der Geschwister.

»Ihr wart so nah ...«

»Wir haben den Falschen vertraut«, wagte Nantiangel vorzubringen.

»So wie ich, die ich euch vertraute.« Nicht ohne Grund empfing Urdiriël sie in den Katakomben unter der Oase. Hierher kehrten die Helden zurück, die ehrenvoll gescheitert waren. Sie hatten ihr letztes Opfer gebracht, und die Sippe bewahrte ihre Körper, um sie später zum Meer zu bringen.

Aber ihnen wäre ein anderes Schicksal beschieden gewesen, dachte Lailath. Sie hörte das Flüstern des Sandes, den der Wind draußen bewegte. Es drang den Schacht hinab und bis in die Kaverne, deren Felswände die Kunstwerke der Shiannafeya zierten. Das Erz zu formen lag in der Natur ihres Volkes. Man sang davon, dass dies den Alten noch viel besser gelungen war, aber das vermochte sich Lailath nicht vorzustellen. So filigran waren die Reliefs, die die Zaubersänger dem Kalkstein entlockten, wenn sie mit den Fingern den Fels erspürten oder das Lied ihrer Wünsche über ihn hauchten. Manche waren lebensecht, wie die blühende Rose, vor der Nantiangel stand. Andere kunstvoll, wie die verschlungenen Ranken, die an die verlorene Pracht von Orimas Garten erinnerten. Ganze Szenerien erzählten vom untergegangenen Tie'Shianna, das die Vorfahren einst geschaffen, wo sie gelebt, geliebt und gesungen hatten. Im Dämmerlicht, wo der Lampenschein allmählich der Dunkelheit unterlag, wirkte es, als bewegten sich die Figuren. Die Priester, die einen Garten pflegten. Die Baumeister, die kühne Kuppeln schufen. Die spielenden Kinder – eines der häufigsten Motive, drückte es doch die Sehnsucht des sterbenden Volkes aus.

»Der eigentliche Fehler liegt bei mir«, sagte Urdiriël voller Traurigkeit. »Ihr wart nicht die Erwählten. Von einem einfachen

Wüstenwind habe ich mich täuschen lassen. Ich hätte euch niemals aussenden dürfen.«

»Auch alle, die vor uns gingen, sind gescheitert«, begehrte Lailath auf.

»Doch sie kehrten in Ehre heim«, sagte Nantiangel niedergeschlagen. Seine innere Qual schmerzte stärker als Urdiriels Verachtung.

»Unsere Reise war nicht vergebens.« Lailath wusste nicht, ob sie die Sippenführerin milder stimmen oder ihren Bruder trösten wollte. Vielleicht sprach sie auch zu sich selbst. »Wir haben viel herausgefunden, das dem Nächsten, der geht, nützen wird.«

Abwartend blickte Urdiriel sie an.

»Es war falsch, Hilfe bei den Rosenohren zu suchen. Sie sind so viele, ihr Lied übertönt unsere Melodien, und ihr Sehnen ist nicht das unsrige.«

»Damit hast du recht«, stimmte Urdiriel zu Lailaths Überraschung zu. »Und auch das war mein Fehler. Ich wollte den raschen Erfolg, doch wir sind Kreaturen der Wüste, und die Wüste bestraft den Ungeduldigen.«

»Aber wenn wir das heilige Schwert nicht schnell zurückgewinnen, könnten wir es für immer ...« Lailath verstummte unter Urdiriels gestrengem Blick.

»Wir werden dem Weg des Räubers folgen, dieses Dieners des vererbten Pyr'Dakon, aber zugleich werden wir dem Weg treu bleiben, der den Shiannafeya bestimmt ist«, erklärte Urdiriel. »Dem Weg der Wüste. Die Kriege der Menschen sind nicht unsere Sache. Schon in eurer Lebenszeit wurden neue von ihnen geboren, wuchsen heran und sind gestorben. Sie sind anders als wir, ihr Leben ist von Hast geprägt. Ihre Kriege sind nicht unsere Kriege, wir werden uns nicht länger einmischen. Wenn wir ihnen Dank schuldeten, müssten wir auch dulden, dass sie Teil

unseres Lebens blieben, wenn Selflanatil zurückgewonnen ist. Aber wir sind die Wächter, und nur uns ist es gestattet, zwischen diesen Dünen zu leben, bis das Land wieder erblüht und der hohe König zurückkehrt. Wir dürfen sein Reich nicht an die Rosenohren geben, sondern müssen es für ihn bewahren. Doch wenn wir die Menschen zu unseren Freunden machen, können wir sie nicht mehr vertreiben. Im Augenblick des höchsten Triumphs, wenn der König zurückkehrt, wären wir entehrt und müssten gemeinsam mit den Menschen in die Verbannung gehen.«

»Das wäre ein schreckliches Unglück!«, rief Nantiangel.

»Wir werden es abwenden«, versprach Urdiriël. »Wir werden sie ihre kindischen Kriege ausfechten lassen. Sie werden leben, oder sie werden sterben, und das Tuch, das über ihren Oasen flattert, wird die eine Farbe haben oder eine andere. Es geht uns nichts an. Wir werden den Weg der Wüste gehen. Nicht das wimmelnde Leben, von dem ihr berichtet, sondern der Einzelne, der den Einen stellt.«

Duelle, begriff Lailath. Sie sprach von Duellen.

»Kursalah hätte gehen sollen«, fuhr Urdiriël fort. »Er ist der beste Fechter unseres Volkes, auch wenn ich zuließ, dass Sand meine Augen verklebte, sodass ich es nicht erkannte. Er wird gehen und den Räuber herausfordern.«

»Was, wenn auch er scheitert?«, fragte Nantiangel.

»Dann wird ein anderer aufstehen und gehen. Und noch einer und noch einer. Immer der Würdigste unseres Volkes, bis das heilige Schwert zurückgewonnen ist.«

Lailath blickt in die Augen ihres Bruders. Er hielt die Tränen zurück, genau wie sie. Die Sippe würde die Geschwister niemals wieder für würdig befinden.

*Oase Kei Urdhasa,
zehnter Tag im Vinmond, vor 230 Jahren*

Kursalah war nach allem, was sie wussten, zu Sand zerfallen, wie es der Zauber vorgab. Dass sein Licht den Weg nach Gontarin gefunden hatte, konnten sie nur hoffen.

Andere waren ihm gefolgt. Zalidion, Lugidiel, Fajanilas, Beliarin ... keiner von ihnen hatte die heilige Klinge zurückgebracht, und nun verkündeten Lailath und Nantiangel den Shianafeya auch die Nachricht vom Tod Sibillas. Die Geschwister wussten, dass ihr Schicksal an das von Selflanatil gebunden war, und so hatten sie sich entschlossen, die Schwertsucher zu unterstützen. Sie überwandten ihre Angst vor der Fremde jenseits der Wüste, erlernten die Sprachen der Rosenohren – das Tulamidya ebenso wie das Garethi –, gestanden sich in Demut ein, wie wenig sie wussten, und lernten.

Erm Sen, der schändliche Räuber, war kein leichter Gegner. Nicht Glück schützte ihn vor den Klingen der Schwertsucher, sondern Können. Er selbst kam aus einem fernen Land im hohen Norden, wie sie nun wussten, und hatte sich in den Dienst des Kaisers gestellt, der in einer riesigen Stadt lebte, viel größer noch als Punin, das Lailath inzwischen besucht hatte. Dieser Kaiser hatte die Wüste niemals gesehen, er kannte ihre Größe nicht, und dennoch wollte er sie unter seine Macht zwingen. Ein Wunsch, dessen Erfüllung Erm Sen und sein Kamelkorps dienten.

Auch wenn Urdriel meinte, dass sich die Shiannafeya aus dem Streit der Rosenohren heraushalten sollten, versuchten Lailath und Nantiangel, alles davon zu verstehen. Er prägte Erm Sens Leben, und je mehr sie darüber wussten, desto eher würden sie einen Weg finden, ihn zu besiegen. So wanderten sie durch

die Oasen der Tulamiden, brachten Salz, Teppiche und Rauchs-
kraut von einem Ort zum anderen, verkauften Kamelkälber und
Zaumzeug für Pferde, verdingten sich als Karawanenführer und
sogar Wasserträger. Das Silber dafür nahmen meist ihre Verbind-
ungsleute, es interessierte die Elfen nicht. Sie hörten zu, wenn
die Rosenohren nachts an den Lagerfeuern erzählten. Was sie er-
fahren, trugen sie zurück nach Kei Urdhasa, ins Salasandra, in
den gemeinsamen Gesang der Sippe.

Daher wussten die Shiannafeya, dass Erm Sens hartes Vorge-
hen das Gegenteil dessen erreicht hatte, was sein Kaiser wünschte.
Statt sich zu unterwerfen, einten sich die Menschen der Wüste
unter ihrem Anführer Malkillah ibn Hairadan. Mit Stolz nannten
sich immer mehr von ihnen »Novadis«, obwohl die Beni No-
vad eigentlich nur einer unter vielen tulamidischen Stämmen
waren. Sie riefen Malkillah zum Kalifen aus, glaubten, ihm sei
bestimmt, die Invasoren aus ihrem Land zu vertreiben. Wenn er
rief, kamen sie zu Hunderten, mit Krummschwertern und Lanzen
und Bögen. Er sprach vom ewig währenden Ruhm, der den Tap-
feren erwartete. Das machte sie furchtlos, ohne Rücksicht auf das
eigene Leben stürzten sie sich auf die Kaiserlichen. Viele starben,
doch ihr Volk hatte viele Söhne und Töchter, der Kaiser aber war
fern, und nur wenige seiner Untertanen wollten, gleich Erm Sen,
Krieg in der Fremde führen. So betrachteten es die Tulamiden als
Sieg, wenn von ihnen nicht mehr als dreimal so viele ihr Wasser
an die Wüste zurückgaben wie von ihren Feinden. Eine Oase
nach der anderen eroberten sie, und auch Städte wie Unau und
Keft.

Dort hatten sie Erm Sen eingeschlossen, und das hatte Lailath
und Nantiangel so sehr alarmiert, dass sie sich selbst dorthin be-
geben hatten. Was mochte geschehen, wenn die Tulamiden den
Räuber diesmal wirklich töteten? Schonung hatte er nicht zu

erwarten, zu viele Wüstensöhne waren unter dem Schwert, das er als das seine betrachtete, gefallen, oder von seinem Wolf zerfleischt worden. Was sie mit seiner Leiche treiben würden, war den Geschwistern gleich, aber die Tulamiden waren schnell darin, die Beute zu verteilen. Selflanatil war eine prächtige Klinge mit Gold und Rubinen am Griff. Es war möglich, dass die Krieger sie ihrem Kalifen zum Geschenk machten, weil sie es für seiner würdig erachteten.

Doch Malkillah war der heiligen Klinge nicht würdig. Kein Mensch war das, und auch kein Elf. Selflanatil war das Eigentum Orimas, der Fruchtbringenden. Erm Sens Tod wäre nutzlos, wenn er nicht damit einherginge, dass das Schwert zu den Shiannafeya zurückkehrte.

Diese Überlegung brachten Lailath und Nantiangel in den Gesang des Salasandra ein, als die Sippe in einem weiten Kreis auf dem sandigen Boden von Kei Urdhasa saß und sie das Geschehen, das nun bereits einige Jahre zurücklag, nochmals bedachten. Sie hörten die Zustimmung der anderen, aber auch die Sorge, denn diese Gefahr bestand noch immer.

Wo befand sich Selflanatil jetzt? Dass Sabilia gefallen war, wussten sie bereits, und auch, dass die Geschwister die heilige Klinge bei ihrer Rückkehr nicht dabeigehabt hatten.

Ja, Sabilia war tot, sang Lailath. Sie war in einer Stadt weit im Norden gestorben, in Gallys, wo es im Winter so kalt war, dass das Wasser weiß und fest wurde und unter den Schritten knirschte. In einem Tempel, den die Menschen dort ihrer Kriegsgöttin geweiht hatten, hatte sie den Räuber gestellt. Mehrere Zeugen hatten gesehen, dass die schlanke Klinge die Kämpferin durchbohrt hatte, die sich todesmutig auf Erm Sen gestürzt hatte. Das war der Tochter eines Bäckers ebenso im Gedächtnis geblieben wie einem Pferdehändler und zwei Kriegern, die ihre Schwerter

demjenigen andienten, der ihnen das meiste Silber dafür bot, denn daraufhin war Sibiliala zu rotem Sand zerfallen.

Erm Sen jedoch war weitergezogen in die Stadt seines Kaisers. Hundert Märchenerzähler hatten Lailath hundert Geschichten über die Flucht Erm Sens aus dem belagerten Keft erzählt. Dschinne kamen darin vor, Feuer, das vom Himmel regnete, ein Erzmagier aus vergangener Zeit, sinnenverwirrende Schleiertänzerinnen oder ein Dämon mit Pelz und Fängen eines Wolfes. Die Wahrheit jedoch blieb hinter diesem Rauchwerk der Vorstellungskraft verborgen. Sicher war nur: Nach der Niederlage in Keft hatte Erm Sen das Kamelkorps aufgelöst. Er hatte keinen Grund mehr, in die Wüste zurückzukehren.

Sorge erklang im Salasandra, und die Melodien sprachen von Zweifel. Wollte der Kaiser die Khôm denn nicht mehr unterwerfen? Oder war er von Erm Sens Fähigkeiten enttäuscht?

Im Salasandra gab es keine Geheimnisse, und so hörten auch alle die Melodie von Nantiangels eigener Enttäuschung. Er hatte die Zurückweisung durch Urdiriël niemals überwunden, das Urteil, dass er und seine Schwester ungenügend für die ehrenvolle Aufgabe seien.

Jetzt klang Urdiriëls Gesang versöhnlich. Die Geschwister waren keine Schwertsucher, aber sie waren dennoch wertvoll. Als Kundschafter brachten sie unverzichtbare Nachricht.

Doch das führte nicht zum Erfolg, wie das Salasandra in seiner Gesamtheit feststellte. Vergeblich versuchte Urdiriël zu beschwichtigen. Es war zu offensichtlich: Das heilige Schwert hatte die Wüste verlassen, und es entfernte sich immer weiter. Wie sollten die Shiannafeya Orimas Wohlwollen zurückerlangen, nun, da nach dem Kelch auch das zweite Artefakt, das sie den Elfen anvertraut hatte, verloren war? Welchen Grund hätte sie, das Land erneut mit ihrer Fruchtbarkeit zu segnen und so die

Rückkehr des hohen Königs vorzubereiten? Oder auch nur, eine neue Priesterin zu berufen?

Sie alle spürten die Ratlosigkeit, die das Salasandra durchdrang. Urdiriël beendete den Gesang. Die Elfen saßen nun stumm im Kreis, der Wind wehte den Sand über die Dünen. Die Oase lag jedoch geschützt, sodass sich zwar der Himmel färbte, aber kein Staub in die Augen geriet.

»Wir werden unsere heilige Aufgabe niemals verraten!«, rief Urdiriël so laut, dass jeder der zweihundert Versammelten sie verstand. »Die Tulamiden haben ihre Siege errungen und ihr Land befreit. Auch wir werden einen Sieg erringen, wenn wir beständig unserem Weg folgen. Wir werden einen neuen Schwertsucher aussenden.«

»Nein.« Nantiangel erhob sich. Das staubverschleierte Licht der Abendsonne schimmerte auf dem silbernen Armreif, den er ebenso wie Lailath über dem Gewand trug. Er war ein Zeichen ihrer Zusammengehörigkeit.

Lailath stellte sich neben ihn. Sie spürte die Ablehnung der Sippe, aber auch die Neugier, aus welchem Grund sie sich so offen gegen die Anführerin wenden mochten.

»Kein neuer Schwertsucher wird gehen«, verkündete Lailath, »sondern zwei alte. Über uns wurde zuerst der Zauber gesprochen, der unsere Leichen zu Sand machen wird. Wir waren dem Räuber bereits einmal nah. Ja, wir haben versagt, aber das wird nicht wieder geschehen. Damals waren wir einfältig, wir haben ihn unterschätzt. Doch nun sind wir vorbereitet.«

»Die Shiannafeya kennen die Wüste wie kein anderer«, führte Nantiangel die Rede weiter. »Aber um das heilige Schwert zurückzuholen, müssen wir dorthin gehen, wo der Räuber es hinträgt: in die fruchtbaren Lande im Norden. Nur wir haben die Sitten dort studiert, nur wir sprechen die Zunge der Men-

schen, die dort leben. Niemand außer uns kann ihn dort aufspüren.«

»Diese Entscheidung ist nicht die eure«, stellte Urdiriël klar. Sie hatte sich nicht erhoben, sondern saß noch immer im Kreis des Salasandra.

»Wir werden mit deinem Segen gehen«, sagte Lailath, »oder ohne ihn. Unter denen, die du ausgesandt hast, sind wir die Einzigen, die nicht unter Erm Sens Hieben gefallen sind. Der Grund dafür ist, dass es uns bestimmt ist, Selflanatil zurückzuholen. Jeder andere, den du schickst, wird sterben. Wir aber können erst vergehen, wenn wir diese Aufgabe vollbracht haben.«

»Seid ihr euch dessen gewiss?«, fragte Urdiriël ernst.

Kein Elf sprach leichtfertig von seiner Lebensaufgabe. Wer sie erfüllt hatte, alterte und verging, das war allen klar.

»Das sind wir«, bestätigte Lailath.

»Du müsstest uns töten, um uns aufzuhalten«, sagte Nantiangel.

Seufzend erhob sich Urdiriël. »Ich habe befürchtet, dass es so kommen würde«, gestand sie. »In den vergangenen Jahren löste sich euer Herz niemals von der heiligen Klinge. Und doch bleiben Zweifel in mir. Wenn ich euch aber nicht zurückhalten kann, so kommt wenigstens mit mir, wenn ich unsere Toten auf ihrem letzten Weg begleite. Bringt Hallan und die anderen mit mir gemeinsam zum Meer.«

Unter den Schwertsuchern war Hallan der letzte, dessen Körper nach Kei Urdhasa zurückgekehrt war. Alle, die nach ihm gegangen waren, trieben als roter Sand im Wind.

*Nahe Zorgan,
dreißigster Tag im Vinmond, vor 230 Jahren*

Lailath saß mit untergeschlagenen Beinen auf einem grünen Hügel und beobachtete das Meer, das die Menschen den Golf von Perricum nannten. Das Wasser war trügerisch ruhig, auf diese Entfernung erkannte man die Wellen kaum. Der Tag war nicht so heiß wie in der Khôm, und ein sanfter Wind brachte zusätzliche Kühlung.

Jenseits des Flusses glänzten Zorgans Kuppeln in der Sonne. Es war erst Mittag, aber die Menschen beeilten sich, in die Stadt zu kommen. Auf ihren Reisen hatte Lailath gelernt, dass die guten Quartiere an solchen Tagen schnell belegt waren. Dann brauchte man viel Silber, selbst wenn man nur in einem Stall übernachten wollte. Die Wirte wussten, dass heute niemand freiwillig in der Wildnis bliebe.

Ruhigen Schrittes kam Nantiangel den Hügel hinauf und setzte sich neben sie. »Das Boot ist beinahe fertig.«

Sie nickte. Es wäre wohl angemessen gewesen, wenn sie den anderen dabei geholfen hätte, das Boot zu schmücken und mit Zauberzeichen zu bemalen. In der Nacht, wenn die Menschen es nicht sahen, würden sie ihre Toten für die letzte Reise verabschieden und auf das Meer hinausschieben. Es kam ihr seltsam vor, dass sie dafür ein Boot verwendeten, das ungelenke Menschenhände in der für sie üblichen Hast zusammengezimmert hatten. Aber die Shiannafeya verstanden nichts vom Schiffbau.

Die Sonne glitzerte auf dem ruhigen Meer. Wenn man die Lider bis auf einen Spalt schloss, ähnelte das Schauspiel dem Sternenhimmel mit seinen vielen winzigen Lichtern. Aber Lailath wusste, dass der friedliche Eindruck trog. Der Seewind wehte Salzgeruch heran, doch das Wasser bot keinerlei Halt, anders als

der Chichanebi-Salzsee, der dem Kundigen den einen oder anderen Pfad öffnete. Trinken konnte man dieses Wasser auch nicht, und seine Oberfläche verbarg Tiefen, die niemand vermessen hatte. Keiner, der auf zwei Beinen ging, vermochte zu errahnen, welche Ungeheuer dort unten lauerten.

Nantiangel legte einen Arm um Lailaths Schultern. Sie spürte den Reif. Außerhalb von Kei Urdhasa verbargen sie diese Schmuckstücke unter der Kleidung. Silber weckte die Begehrlichkeit der Menschen. Es konnte freundliche Fremde zu gierigen Feinden machen.

»Was bereitet dir Sorgen?«, fragte Nantiangel flüsternd.

Im Nordosten erstreckte sich das Meer bis zum Horizont, wo es eine gerade Linie bildete. Es war wie die Wüste, aber Lailath war hier eine Unkundige, die keine der Gefahren abzuschätzen vermochte, die sie dort erwarteten. In der Wüste konnte man in jede Richtung gehen, aber das Meer hielt einen auf einem Schiff gefangen. In der Wüste konnte man sich mit einer Zeltplane vor einem Sturm schützen, auf dem Meer türmten sich die Wellen auf und drückten den Segler unter Wasser. In Punin ersäufte die Kinder der Bettler Ratten im Fluss. Lailath hatte zugesehen, wie die Tiere die Mäuler öffneten und schlossen, während ihre runden Augen hervorquollen. Den Seeleuten auf einem sinkenden Schiff ging es sicher ebenso. Und dann die Geschichten von riesigen Schlangen oder achtarmigen Ungeheuern, die über die Reisenden herfielen...

Es war wie eine Erlösung, als Lailath die Augen endlich vom Meer löste und den Blick gen Zorgan wandte, wo eine weitere Karawane dem Stadttor entgegeneilte. »Die Namenlosen Tage beginnen in dieser Nacht. Das ist eine Unheil bringende Zeit für Reisen, sagen die Menschen, die hier leben.«

»Die Novadis stören sich nicht daran«, versuchte Nantiangel, sie zu beruhigen.

Gegen ihren Willen kehrte Lailaths Blick zum Wasser zurück.
»Das Meer macht mir Angst«, flüsterte sie.

»Ich weiß.« Er drückte ihre Schultern. »Aber wenn wir Selflanatil zurückgewinnen wollen, müssen wir unsere Ängste besiegen. Das ist uns schon einmal gelungen. Wir kennen die Lande der Rosenohren besser als jeder andere Shiannafeya. Wir haben sogar ihre Städte bereist.«

»Das stimmt.« Lailath spürte den Stolz, als sie sich an Punin erinnerte. Es war genauso laut und verwirrend gewesen, wie sie befürchtet hatte, und so groß, wie sie es nicht hatte glauben können, bevor sie all die Menschen gesehen hatte. Und dennoch war sie durch seine Straßen gegangen, hatte gelernt und war mit neuem Wissen in die Wüste zurückgekehrt.

Doch es gab auch Ängste, die geblieben waren. Die Vorstellung, zu Sand zu werden, bereitete ihr noch immer Albträume. Was, wenn der Wind sie in unterschiedliche Richtungen verteilte? Sicher, alle hofften, dass er sie nach Gontarin trüge, doch wie lange mochte das dauern? Man sagte, die Stürme über dem Meer seien feindselig ...

Und selbst, wenn sie Gontarin erreichte ... was erwartete sie auf dieser Insel? Fand das Licht eines Elfen dort wirklich das Tor zur Welt unter den Wellen?

Ihre Zweifel waren noch gewachsen, als sie einem Auelfen begegnet war. Er wusste nichts von der Wüste, und er wusste nichts vom Tod. Seine Sippe legte die Verstorbenen einfach in den Wald, wo die Tiere sie fraßen. Manche glaubten wohl, dass das Licht in Elfenkindern wiederkehrte. Falls das zutraf ... weshalb wurden den Shiannafeya dann so wenige Kinder geboren?

»Niemand ist von Gontarin zurückgekehrt, um uns zu berichten«, klagte sie. Der letzten Wahrheit musste sich jeder allein und unvorbereitet stellen. Lailath schauderte.

»Du brauchst mich nicht zu begleiten.«

Mit einem Ruck löste sie sich aus seiner Umarmung und startete ihn an. »Das kannst du nicht ernst meinen!«

»Beruhige dich«, bat er. »Ich sage nicht, dass ich den Räuber allein jagen will.«

Das Tuch vor seinem Gesicht verhinderte, dass sie in seinen Zügen las. »Was hast du vor?«

»Ich werde ein Schiff nach Norden nehmen, in diese Stadt namens Festum, so, wie wir es geplant haben.«

Von dort wollten sie über Land in die kalten Steppen der Nivesen weiterreisen. Diesem Volk entstammte Erm Sen, und sie vermuteten, dass er nun, da der Kaiser seine Dienste nicht mehr benötigte, zu seinem Stamm zurückkehren würde.

»Wo du hingehst, gehe ich auch hin.« Lailath ärgerte sich über das Zittern in ihrer Stimme. Das Meer, das schreckliche Meer ...

»Wir müssen klug sein«, mahnte Nantiangel. »Niemals war die Gefahr so groß wie jetzt, dass der Räuber uns entwischen könnte. Das müssen wir verhindern.«

»Dann sollten wir uns beeilen.«

»Ein schneller Verstand ist wichtiger als schnelle Beine.«

»Was willst du damit sagen, Bruder?«

»Wir sind zu zweit. Das sollten wir ausnutzen. Wenn man einen Vogel fängt, nähert man die Hände von zwei Seiten. So sollten wir es auch machen. Ich reise nach Norden, so schnell ich kann. Du aber ziehst nach Gareth und nimmst dort seine Spur auf.«

Lailaths Puls hämmerte in ihrem Hals. Gareth war die größte Stadt Aventuriens. Hundert mal tausend Menschen sollten dort wohnen. Eigentlich hätte sie sich ängstigen sollen.

Aber sie verspürte nur Erleichterung. Sie musste nicht aufs Meer hinausfahren.

*Grindelau,
siebter Tag im Eimond, vor 229 Jahren*

»Milch wäre angenehm«, sagte Lailath.

»Milch?«, fragte der Schankjunge mit zweifelndem Blick.

»Wenn es keine Umstände macht.« Klackend legte sie einen Silbertaler auf den runden Tisch.

Der Junge riss die Augen auf, für einen Moment schien sein sommersprossiges Gesicht heller zu leuchten als die Trankerze. Er fuhr sich mit der Hand über den Kopf, als glaubte er, das würde das rote struppige Haar ansehlicher machen.

»Den Rest darfst du behalten«, sagte Lailath, um ihm eine Freude zu bereiten.

»Aber das ist viel zu viel!«

»Wenn du es nicht willst, kannst du mir den Rest zurückgeben.«

»Nein! Ich meine ...«

Inzwischen traute sich Lailath zu, Verlegenheit in einem menschlichen Gesicht zu erkennen. Der Aufenthalt in Gareth hatte länger gedauert als gedacht. Die Kaiserstadt war wirklich so riesig, wie man sagte. Zu Beginn war Lailath wie gelähmt gewesen, aber sie hatte viel gelernt. Nicht nur über Erm Sen, den Kaiser Bodar I. zum Ritter geschlagen hatte, sondern auch über die Rosenohren. Diese Erkenntnisse hatte sie mit Zeit bezahlt, die sie bei den Banden in den Gassen verbracht hatte, bei einem weisen Elfen namens Ellinar Sterntreu, der glaubte, die Menschen zu besseren Wesen erziehen zu können, in Tempeln und Waffenschulen. Magier, Lustknaben, Diebe, Handwerker, Gaukler, Schlachter, Barden – in Gareth gab es das alles und noch viel mehr. Lailath glaubte, dass sie dort weitgehend ihre Furcht vor dem wimmelnden Leben abgelegt hatte. Man durfte nicht ver-

suchen, es in allen Einzelheiten zu verstehen, sondern musste einfach kopfüber hineintauchen. So hatte die Elfe von den tausend Verlockungen der Stadt gekostet und auch Geschmack an Milch gefunden.

Irgendwann hatte sie den Söldner mit dem faulenden Arm getroffen, der von einem Schwertmeister erzählt hatte, der einen weißen Wolfskopf auf blauem Grund im Wappen führte. Das Zeichen, das der Kaiser Erm Sen verliehen hatte. Da war Lailath aus ihrem Monde währenden Lebensrausch erwacht und aufgebrochen, doch das Frühlingswetter verwandelte die Straßen in Schlammfzade und machte das Vorankommen mühselig.

Ob Erm Sen wirklich ebenfalls auf der Reichsstraße nach Norden geritten war? In den vergangenen Tagen hatte sie keinen Hinweis mehr gefunden. Morgen wollte sie ihr Glück in Baliho versuchen, obgleich ihr etwas unwohl bei dem Gedanken war. Zwar fürchtete sie sich nicht mehr vor Städten, aber in Gareth hatte sie erfahren, dass sie anfällig dafür war, sich ins Leben fallen zu lassen und die Zeit zu vergessen, während sie es erforschte. Ihren Sippengeschwistern hätte sie dieses Problem kaum begreiflich machen können, ihnen war Eile fremd. Aber hier, in der Welt jenseits der Wüste, hatte jeder Tag seinen Preis. Erm Sen würde die Zeit nutzen, um auf seinem Weg voranzukommen, also durfte auch Lailath nicht trödeln.

Der Schankjunge stand noch immer unschlüssig vor ihrem Tisch, als scheute er sich, das Silberstück zu berühren. Lailath fragte sich, ob sie etwas falsch gemacht hatte. Im Allgemeinen führte Freundlichkeit dazu, dass die Menschen einem halfen. Die Feinheiten ihrer Regungen entgingen ihr jedoch noch immer.

»Ihr habt doch Milch?«, fragte sie vorsichtig.

»Ja, natürlich! Von der Ziege und von der Kuh.«

»Könnte ich einen Becher Ziegenmilch bekommen?«

»Selbstverständlich. Aber ein Silbertaler ist ...« Er biss sich auf die Lippe, nahm die Münze und verließ die Schankstube fluchtartig durch die Tür, die nach draußen führte.

Lailath lehnte sich im knarrenden Stuhl zurück. Ob Selflanatils Räuber wohl bereits in seiner Heimat angekommen war? Hatte Nantiangel ihn schon aufgespürt? War ihr Bruder mit dem heiligen Schwert auf dem Weg nach Kei Urdhasa? Aber was, wenn ihm etwas zugestoßen war?

Sie musste sich wirklich beeilen. Am besten wäre es, wenn sie Erm Sen gemeinsam stellten.

Nachdenklich musterte sie das Bündel mit ihren Sachen. Sie reiste mit leichtem Gepäck, nicht einmal ein Pferd brauchte sie. Dadurch entfiel der Aufwand, das Tier zu versorgen. Pferde waren empfindlicher als Kamele, weniger ausdauernd, man musste stärker darauf achten, dass sie genug zu fressen und zu saufen bekamen, und wenn sie verschwitzt waren, musste man sie trocken reiben, sonst keuchten sie sich am nächsten Tag das Leben aus der Lunge.

Außer Lailath hielten sich nur vier junge Menschen in der Schankstube auf. Sie saßen alle am selben Tisch, die Humpen vor sich, und spielten. Eine Maid mit strohfarbenem Haar legte eine Karte ab, indem sie mit der Faust auf das Holz schlug. »Fürstliche Schwertbrüder! Nehmt dies, Kameraden!«

Der Jüngling zu ihrer Rechten murrte unverständlich. Derjenige, der ihr gegenüber saß, beklagte, dass er »nur einen Gemü-seacker« auf der Hand habe. Der Letzte im Bunde, ein bleicher Knabe mit kohlschwarzem, streng geschnittenem Haar, grinste verschmitzt. »Ich habe zwar nur Fünfen«, räumte er ein, »aber davon einen Dreizack.« Er blätterte seine Karten auf den Tisch.

»Das darf nicht wahr sein!« Die Maid sah wirklich wütend aus. »Du hast unverschämtes Glück, Ludowulf!«

»Den hat eine Fee geküsst«, meinte einer der anderen.

»Genau«, bestätigte Ludowulf und zog die Holzstäbchen zu sich, die zwischen den Spielern auf einem Haufen lagen. »Ich habe die Nymphe betört, und seitdem ist mir das Glück hold.«

Der Jüngling ihm gegenüber, ein grobschlächtiger Mann mit rundem Gesicht und platter Nase, lachte. »Du willst eine Maid von sphärischer Schönheit verführt haben? Wenn überhaupt, wäre es wohl umgekehrt! Aber solches Glück hast selbst du nicht.«

»Wer weiß?« Ludowulf mischte.

Die Maid setzte ihren Humpen an den Mund und legte den Kopf in den Nacken, aber das Trinkgefäß war wohl schon leer. »Auch das noch!« Sie hämmerte damit auf den Tisch. »Alrik! Wo steckst du? Ich verdurste.«

Sie sah sich um. Kurz blieb ihr Blick an Lailath hängen, dann schweifte er weiter.

»Gibt es hier für die Kadetten der Kriegerakademie nichts mehr zu trinken?«

»Wir hätten nach Baliho reiten sollen«, meinte der Grobschlächtige.

»Da ist alles doppelt so teuer«, gab Ludowulf zu bedenken.

»Macht euch nichts draus, Alrik wird schon wiederkommen«, sagte der junge Mann, der der Maid gegenüber saß. Mit seinem Wams aus blauem Bausch und der schwarzen Tunika darunter war er am besten gekleidet.

»Ich habe aber *jetzt* Durst«, stellte die Maid klar.

»Wenn du verlierst, bist du unausstehlich, Rondine.« Er schob seinen Humpen über den Tisch. »Bedien dich. Ich bestelle mir einen neuen, wenn Alrik wieder da ist.«

Sie funkelte ihn an, nahm aber einen Schluck.

Ludowulf teilte reihum die Karten aus, fünf an jeden. Die Spieler sortierten ihre Hand.

Lailath hatte in Gareth nur wenige Male gespielt. Ellianar lehrte, dass kaum etwas so häufig zu Streit führte, wie das Glücksspiel. Er nannte es »den Krieg der einfachen Leute«. Dennoch hatte die Elfe es versucht. Die Regeln waren kompliziert, und man durfte seine Mitspieler nicht um Rat fragen, weil bis zum Aufdecken geheim war, wer welche Karten hatte. Zudem wechselten die Regeln, je nachdem, wo man spielte. Manchmal wurden einige Karten offen in die Mitte des Tisches gelegt, und jeder durfte probieren, diese mit seiner Hand zu aussichtsreichen Kombinationen zu komplettieren. Die vier spielten jedoch eine einfachere Variante.

Lailath versuchte, die Melodie der Herberge in sich aufzunehmen. Das *Aakenruh* bot nur wenige Fremdenzimmer, von denen die meisten an Viehtreiber vergeben waren, die der Tag so erschöpft hatte, dass sie schon in den Betten lagen. Lailaths Raum richtete die Dame des Hauses gerade her, deswegen hatte sie ihre Sachen noch nicht nach oben gebracht. Von der Schankstube führte eine Tür nach draußen und eine in die Küche, eine Klappe im Boden verschloss den Abstieg zum Keller, und über eine Treppe gelangte man ins Obergeschoss. Die Zimmermannsarbeit war selbst für menschliche Maßstäbe rustikal, Kunstfertigkeit fand sich nur bei den mit grünem Faden bestickten Vorhängen an den Fenstern.

Die Spieler machten ihre Einsätze, tauschten Karten, Rondine warf schnaubend ab, und die anderen erhöhten. Die junge Frau nahm ihren leeren Humpen und stapfte damit zu den beiden Fässern, die auf einem runden Tisch standen. »Hat sich einer von euch gemerkt, welches das mit dem Dunklen ist?«

Ludowulf sah zu ihr hinüber. »Das linke.«

Sie zapfte, schloss den Hahn, nahm einen Schluck und spuckte sprühend aus. »Du Schwein! Das ist das Buchforster!«

Die Jünglinge lachten. »Du bist die Einzige, die einen ganzen Humpen vollschenkt, bevor sie probiert!«

»Ja, treibt nur euren Schabernack, aber das bezahle ich nicht!«

Alrik, der Schankjunge, kam zurück. Er hatte einen Tonkrug dabei.

»Wo hast du denn gesteckt?«, fuhr Rondine ihn an. »Und damit du es auch gleich weißt: Diesen Humpen zahle ich nicht!« Sie schwenkte das Trinkgefäß so wild, dass die Hälfte des Inhalts über den Rand schwappte.

Lailath sah es ungern, wenn Wasser verschwendet wurde.

»Ich habe die Ziegenmilch für die Dame geholt«, erklärte Alrik kleinlaut.

»Für die ... wen?«, rief Rondine. »Und wieso Ziegenmilch?«

»Ich war bei Bauer Rodgalf, aber seine Ziege gibt heute keine Milch, und dann bei Travisine. Da musste ich selbst melken. Ich habe mich auch beeilt.«

»Davon war aber nichts zu merken!«

Mit gesenktem Kopf und rotem Gesicht eilte Alrik an Lailaths Tisch und stellte den Krug ab. »Wollt Ihr das restliche Kupfer?«, fragte er.

»Behalte das Geld.« Der Junge tat ihr leid.

Rondine kam zu ihnen und stellte ihren halb leeren Humpen auf Lailaths Tisch ab. »Jetzt bringst du mir sofort ein Dunkles!«, forderte sie. »Und das hier«, sie hob den Humpen an und knallte ihn zurück, »zahle ich nicht!«

»Das ist aber ungerecht«, wandte Lailath ein.

Langsam wandte Rondine ihr das Gesicht zu und sah sie mit den schmalen Schlitzten ihrer Augen an. »Was willst du?«

»Ich finde ungerecht, wenn du dein Bier nicht bezahlst.«

»Ach ja? Und was geht dich das an? Überhaupt, was lallst du so? Hattest wohl schon zu viel?«

Auch wenn sie das Garethi sprach, benutzte Lailath beinahe immer beide Stimmen, was für die Menschen verständlicherweise ungewohnt klang. »Ich finde nur, Alrik sollte nicht um seinen Lohn betrogen werden.« Sie legte ein weiteres Silberstück auf den Tisch. »Das reicht, oder?«

»Das ist zu ...«, setzte Alrik an. »Ich meine: Ja, natürlich reicht das.«

»Gut. Dann lasst uns alle Freunde bleiben.«

Alrik griff nach der Münze, doch Rondine umfasste sein Handgelenk. »Ich will aber nicht mit dir befreundet sein!«

»Das ist schade«, meinte Lailath.

»Ich finde schade«, knirschte Rondine, »dass ich dein Gesicht nicht sehe. Wird etwa nach dir gesucht? Nimm den Fummel ab!«

»Das möchte ich nicht.« Lailath genoss es, das Tuch zu tragen. Nicht nur weil es sie an ihre Heimat erinnerte, sondern auch weil es allzu neugierige Blicke abhielt. Sie band es inzwischen so, dass ihre Augen im Schatten lagen.

Die jungen Männer sahen zu ihnen herüber. »Verdirbt da jemand die Preise im *Aakenruh*?«, fragte Ludowulf.

»Kann man so sagen.« Rondine ballte die Hände zu Fäusten. »Einfache Kadetten müssen wohl bald froh sein, wenn man hier genauso viel zahlt wie in Baliho.«

»Mal den Dämon nicht auf den Schild!«, forderte der Grobschlächtige.

Die Jünglinge standen auf und kamen herüber.

»Ich suche keinen Streit«, beteuerte Lailath und hob die Hände. Sie hoffte, dass die Geste trotz des Säbels, der neben ihr an der Wand lehnte, beschwichtigend wirkte.

Alrik zog sich zu den Fässern zurück.

»Entschuldige dich gefälligst!«, forderte Rondine.

»Wofür?«, fragte Lailath.

»Wofür«, fragt sie auch noch!« Rondine warf den Tisch um. Die schöne Milch ergoss sich über den Boden und vermischte sich mit dem Rest des Bieres, der sich noch im Humpen befunden hatte.

Lailath besah sich die Misere.

Sie sah Alrik an. »Würdest du für ein Silberstück noch eine weitere Ziege suchen?«, fragte sie.

»Jetzt reicht es aber wirklich, du blöde ...«

»Das ist eine Elfe!«, unterbrach Ludowulf seine Kameradin.
»Ganz sicher!«

Verdutzt sahen die anderen sie an.

»Stimmt das?«, fragte der Massige.

»Und wenn es so wäre?«, wollte Lailath wissen. »Würde euch das stören?«

»Nein, ganz und gar nicht«, beteuerte Ludowulf. »Es ist nur: An der Akademie und überhaupt in Grindelau habe ich noch nie eine Elfe gesehen.«

»Du bist in deinem ganzen Leben noch keiner Elfe begegnet«, versetzte der mit dem blauen Wams. »Genauso wenig wie wir.« Er drängte die anderen zur Seite, stellte sich vor Lailath, nahm einen Fuß zurück und verbeugte sich einigermaßen elegant. »Bärheld von Bärenburg, habe die Ehre.«

Sie nickte. »Lailath.«

Er richtete sich auf, zog das Wams zurecht und grinste seine Kameraden an. »Ihr müsst verstehen, Lailath ... spreche ich das richtig aus? Lailath?«

Sie fand nichts daran auszusetzen, wenn man bedachte, dass er nur eine Stimme hatte. »Ja.«

»Gut, Lailath also. Es wäre eine Ehre, wenn wir in der Akademie erzählen könnten, dass wir einer Elfe begegnet sind.«

»Wenn ihr das berichtet, sagt ihr nichts Falsches.«

»Was Bären meint«, mischte sich der Grobschlächtige ein, »ist, dass es wirklich wuchtig wäre, wenn wir dein Gesicht sehen dürften. Wir würden dich auch den restlichen Abend freihalten. Spielst du Boltan? Dabei lernt man viel über das Leben, meint unser Fechtlehrer.«

Lailath merkte auf. »Ihr lernt fechten? Mit dem Schwert?«

»Ja, auch mit dem Schwert. Obwohl wir auf den Lanzenritt besonders stolz sind.«

»Ich habe einmal gegen Lanzenreiter gekämpft«, sann Lailath.

»Wirklich?«, rief Ludowulf begeistert. »Bei welcher Gelegenheit? Und wie ist die Sache ausgegangen?«

»Viele Tote, verstreut auf einem Berghang in der Nacht ...« Sie dachte daran, wie Erm Sen ihnen mit den Fähren entkommen war.

»Ein echter Kampf?«, wollte Bärheld wissen. »Auf Leben und Tod?«

»Die Sache lohnte es«, meinte Lailath düster, »dafür zu töten und dafür zu sterben.«

Jauchzend klatschte Ludowulf in die Hände.

»Seid Ihr noch lange hier?« Auch Bärheld war seine Freude anzusehen. »Wenn wir morgen mit unseren Freunden kommen, werden wir Euch noch antreffen?«

»Ach was, mit unseren Freunden!«, rief Ludowulf. »Die Elfe muss mit in die Akademie kommen! Sie kämpft sicher ganz anders als die Fechtmeister, die uns unterrichtet haben. Da können wir noch etwas dazulernen.«

»Kehren oft wandernde Schwertmeister bei euch ein?« Lailath bemühte sich, die Frage unbeteiligt klingen zu lassen.

»Immer wieder«, plapperte Ludowulf. »Aber du wärest etwas ganz Besonderes. Natürlich würdest du für die Übungsstunde

bezahlt.« Vorfreudig trat er von einem Fuß auf den anderen. »Das versteht sich ja ganz von selbst.«

»Kennt ihr auch diesen Schwertmeister, der mit dem Silberwolf durch die Lande zieht?«

»Du meinst Erm Sen!«, rief Bärheld. »Klar, der hat uns beigebracht, wie man zum Hals angreift.« Er vollführte einige hohe Schwünge mit der leeren Hand. »Erbarmungslos! Man muss die Augen des Gegners mit dem eigenen Blick festhalten, und dann immer wieder so ... und so ... und so ...«

Von Erm Sens Eleganz war bei ihm nichts zu sehen, aber das störte Lailath wenig. »Wohnt er noch bei euch?«

»Nein.« Rondines Bedauern war überdeutlich zu hören. »Er ist weitergezogen.«

»Nach Norden?«

Die Kadetten sahen sich an.

»Nach Osten«, berichtete Bärheld. »Er wollte nach Vallusa, um dort eine Fechtschule zu eröffnen.«

»Ich danke euch.« Lailath gürtete ihren Säbel.

»Du kommst mit uns?«, rief Ludowulf erfreut.

»Nein.«

»Wieso ›nein‹?«

»Ich habe es eilig.«

»Wieso ›eilig‹?« Ludowulf sah sie an, als wäre sie ein rosa-farbenes Kamel mit grünem Höcker.

Lailath nahm das Bündel mit ihren Sachen auf. »Ihr habt mir sehr geholfen.«

»Stets zu Diensten«, beteuerte Ludowulf, »aber willst du nicht ...«

»Nein«, beschied sie und verließ das *Aakenruh*, ohne sich umzudrehen. Leichter Nieselregen empfing sie.

Sie eilte die schlammige Dorfstraße entlang und traf auf einen

schmalen Fluss. Sie folgte ihm, bis das Buschwerk am Ufer sie vor Blicken aus dem Dorf verbarg. Rasch sah sie sich um. Niemand war ihr gefolgt. In einiger Entfernung erhob sich der Schattenriss einer Burg, hinter manchen Fenstern brannte Licht.

Lailath legte ihr Bündel ab, schloss die Augen und atmete tief durch. Das Plätschern des Wassers, das Knistern des Regens auf den Blättern, die bei jedem Windhauch raschelten ... sie nahm die Melodien ihrer Umgebung in sich auf.

»Valva'sa mandra ya'dha fey«, sang sie ihren Zauber. Sie legte die Hände um ihren Mund und ahmte ein Wiehern nach.

Sofort wurde es beantwortet.

Lächelnd öffnete sie die Augen.

Schnaubend trabte ein weißes Pferd zwischen den Büschen heran.

»Jetzt brauche ich deine Ausdauer und deine Schnelligkeit«, flüsterte sie. »Die Shiannafeya haben mir eine heilige Pflicht auferlegt, und ich spüre, dass der Zeitpunkt naht, da ich sie erfüllen werde.«

Vallusa,

elfter Tag im Vinmond, vor 229 Jahren

Oben auf dem Turm, der dort stand, wo sich die in der Flussmündung gelegene Insel am weitesten dem Meer entgegenreckte, brannte das rote Leuchtfeuer in der Nacht. Für Lailath ging jedoch stärkerer Trost von den sauber behauenen Blöcken aus dunklem Granit und Basalt aus, die nicht nur den Turm, sondern auch die Mauer formten, die die Stadt umschloss. Ihnen fehlte jede Verspieltheit, wie sie alles schmückte, was Elfen erschufen, aber in ihrer entschlossenen Präzision kündeten sie davon, dass es auch

keine Menschen gewesen waren, die diese Steine zurechtgehauen hatten. Es war Zwergenwerk, das Vallusa vor dem Meer schützte.

Nach den Zwergen war auch der Platz benannt, auf dem Lailath stand. Auf diesem Pflaster war ihr Bruder gestorben.

Jetzt, in der Nacht, kam dieser Teil Vallusas zur Ruhe. Um den Platz herum dräuten große Gebäude, ein Palast, die Tempel zweier Göttinnen, ein Haus, in dem man von Gerechtigkeit sprach. Auch die Fechtschule, wo der Räuber unterrichtet hatte. Sie hatten ihn verbannt, aber nicht wegen des schändlichen Diebstahls und auch nicht, weil er Nantiangel erschlagen hatte, sondern nur, weil er ihre Regeln gebrochen und das innerhalb der Stadtmauer getan hatte. Freudlos lachte Lailath auf. Sie hätte sich gewünscht, dass die Menschen ihm diese Verfehlung nachgesehen hätten. Dann wäre Erm Sen noch hier gewesen, dann hätte sie ihn endlich gestellt und die heilige Aufgabe erfüllt, an der nun auch Nantiangel gescheitert war.

Sie kniete sich auf den Boden und tastete über die Fugen zwischen den Pflastersteinen. Ob dort noch ein paar Körner von dem roten Sand zu finden waren, zu dem ihr Bruder zerfallen war? Viele Rosenohren waren Zeugen dieses Vorfalles geworden. Erm Sen hatte Nantiangels Hals getroffen, und der Körper ihres Bruders hatte sich aufgelöst. Seinen silbernen Armreif hatte die Stadtwache versteigert, Lailath hatte ihn bei einem Krämer aufgespürt und erstanden.

Sie musste lächerlich aussehen, wie sie über das Pflaster kroch. Das hätte Nantiangel nicht gewollt. Sie erhob sich.

Diese Stadt war wirklich still, verglichen mit den anderen Siedlungen der Menschen, die sie kannte. Sicher gab es auch hier Schenken, weiter im Westen, und ganz bestimmt an den beiden Häfen. Aber die Melodien von Feier und Streit, von Hoffen und Handeln waren gedämpft. Ob das am Zwergenwerk lag?

Oder an Lailaths dumpfer Trauer?

Sie hoffte, dass der Wind Nantiangels Sand wirklich nach Gontarin trieb, und dass sein Licht dort das Tor in die Welt unter den Wellen fand. Und dass er sich nicht zu sehr über sein Scheitern grämte.

»Ich werde es zu Ende führen, Bruder«, flüsterte sie. »Selflantil wird heimkehren. Das schwöre ich.«

Sie überwand ihre Abscheu gegenüber dem Räuber und ging zu den beiden Statuen, die ein dankbarer Fechtschüler zu Ehren Erm Sens aufgestellt hatte. Sie zeigten zwei kauernde Wölfe, die nach Westen schauten, wohin der Schwertmeister gezogen war. Ein Silberwolf war sein Begleiter, und ein Wolfskopf schmückte sein Wappen. Das machte das Motiv für die Statuen zu einer naheliegenden Wahl.

Und was erinnerte an Nantiangel, der ausgezogen war, um seinem Volk das Wohlwollen Orimas zurückzubringen, der sich in edlem Kampf gestellt hatte und hier gefallen war?

Nur Lailaths Liebe. Traurig strich sie über einen der steinernen Wolfsrücken.

Sie bemerkte eine Gestalt im Eingang der Fechtschule, einen Schatten in der Dunkelheit. Ein Schüler, der es als Frevel ansah, dass sie das Denkmal für seinen ehemaligen Meister berührte?

Wenn er es darauf anlegte, würde sie ihm zeigen, wie wenig die Kunst seines Meisters wert war! Sie ging einen Schritt auf ihn zu und fasste den Griff ihres Säbels.

Er kam näher, blieb aber ein Schatten. Kälte traf Lailath, ohne dass sie einen Windhauch verspürt hätte. Als hätten sich die Pflastersteine plötzlich in Eis verwandelt, kaltes, hartes Wasser, das sie in den Wintern des Nordens kennengelernt hatte.

»Willst du deine Waffe gegen deinen eigenen Bruder erheben?«, flüsterten zwei wohlvertraute Stimmen.

»Nantiangel!« Lailath wollte zu ihm eilen, aber ihre Beine waren wie gelähmt. Obwohl es eine helle Nacht war, blieb er ein Schatten. Seine Konturen verwischten mit der Dunkelheit in seiner Umgebung. Vergeblich suchte sie seine Augen, die ein so ähnliches Blau hatten wie die ihrigen.

»Du musst sehr vorsichtig sein und darfst ihn nicht unterschätzen, Schwester.«

Er zerstob wie Staub, den der Wind auseinandertrieb, um sich neben ihr wieder zu verdichten. Noch immer erkannte sie nichts als Dunkelheit, aber die Kälte nahm so sehr zu, dass sie zitterte.

»Er hat mich getötet.« Sein eisiger Atem traf sie, als er sprach.

Lailath schlang die Arme um die Brust. »Wieso bist du noch hier? Sollte dein Licht nicht mit dem Sand treiben, über das Meer nach Gontarin?«

»Das heilige Schwert befindet sich noch immer in den Händen dieses Unwürdigen.« Die Bitterkeit in seinen einander umspielenden Stimmen trieb ihr die Tränen in die Augen. »Ich kann ihm nicht weiter folgen. Diesen Ort, wo er mich erschlagen hat, kann ich nicht verlassen.«

»Ich werde gehen«, versprach Lailath. »Ich werde ihn finden, ich werde ihn töten und dich rächen, Bruder. Wenn du diese Stadt nicht verlassen kannst, werde ich das heilige Schwert hierherbringen, damit du sehen kannst, dass ich es heimhole nach Kei Urdhasa. Dort werde ich im Salasandra von dir singen, und die Shiannafeya werden dich ehren und dem hohen König von dir berichten, wenn er in sein Land zurückkehrt. Das schwöre ich.«

»O Lailath, waren sich jemals Geschwister so nah wie wir?«

»Niemals«, sagte sie fest. Stolz erfüllte sie, Zorn auf den Räuber, doch auch ein Schaudern ob dem, was aus ihrem Bruder geworden war. Er war ein Gespenst, ruhelos nach Selflanatil strebend, obwohl die heilige Klinge ihm auf immer entzogen war und

die grausamen Gesetze der Geisterwelt ihm verwehrten, dem Einzigen zu folgen, das ihn erlösen konnte.

»Dann eile, bevor sich seine Spur von Neuem verliert!«, bat Nantiangel. »Ich kann mich nicht weit bewegen, aber tief kann ich dringen, bis in die Träume jener hinein, die in den Häusern um diesen Platz schlafen. Wenn der Verstand ruht, begegnen sich die Welt der Sterblichen und die Welt der Geister. Ich habe erfahren, wohin sich der Räuber gewandt hat. Suche die Stadt Ysilia. In einem Gebäude namens *Blutturm* gibt es eine Fechtschule. Dort lehrt er seine tödliche Kunst.«

»Ich werde für uns beide gehen.« Sie berührte ihr Gewand über Nantiangels Armreif, den sie am rechten Oberarm trug. »Und dies lasse ich dir als Erinnerung an mich und meinen Racheschwur.«

Sie trat an den südlichen der beiden Steinwölfe, die an den Räuber erinnerten. Ihr Schicksal war mit dem Erm Sens verbunden, ebenso wie das ihres Bruders, also war dies der passende Ort für ihre Botschaft. Ihre Fingerkuppen strichen über den Stein an der rechten Schulter des Tiers. Leise stimmte sie den Gesang an, den auch die Künstler Kei Urdhasas benutzten, wenn sie die Reliefs im Kalkstein der Katakomben schufen.

Nahe Ysilia,

zweiter Tag im Midsonnmond, vor 228 Jahren

»Was wollt ihr?«, fragte Erm Sen. »Ihr sprecht nie mit mir.«

»Ich bin gekommen, um dich zu töten«, antwortete Lailath.

Sie dachte gar nicht daran, diesem Räuber Rechenschaft abzulegen. Er ahnte nichts von der Heiligkeit des Schwerts, das er gerade aus der Scheide zog. Bei Lailath dagegen verursachte

schon der Anblick der vollkommenen Klinge ein Kribbeln entlang des Rückgrats. Wie plump war ihr eigener Säbel im Vergleich dazu! Sie hatte immer lieber mit einer gebogenen Waffe gekämpft, aber nun kamen ihr Zweifel. Die gerade Linie des Schwerts war von solcher Klarheit, solcher Schönheit ... Der Handschutz dagegen, mit den Rubinen auf den goldenen Strängen des Korbs, wirkte so leicht wie Bast, an dem der Wind zupfte. Dennoch zweifelte sie nicht an seiner Festigkeit, die Ahnen hatten niemals die Funktionalität einer eiteln Erscheinung wegen geopfert. Selflanatil war eine Waffe, kein Schmuckstück.

»Viele haben vor dir versucht, mich zu töten«, stellte Erm Sen fest. »Wieso? Deine Kleidung verrät mir, dass du aus der Khôm stammst.« Er wechselte die Sprache, benutzte nun die Zunge der Tulamiden. »Der Krieg um die Wüste ist zu Ende. Der Kalif herrscht über die Dünen.«

Lailath schnaubte. Niemand herrschte über die Wüste. Sterbliche mussten ihr mit Demut begegnen, wenn sie überleben wollten. Seltsam, dass Erm Sen diese einfache Wahrheit nicht verstand, obwohl er die große Khôm doch gesehen hatte.

Er trat auf das saftige Sommergras der Lichtung hinaus, und Lailath folgte ihm. Der Räuber wandte ihr den breiten Rücken zu, offenbar fürchtete er keine Hinterlist von ihr. In der Tat spürte sie kein Verlangen danach, ihn wie eine Mörderin zu erstechen. Die Niedertracht einer solchen Tat war ihrer unwürdig, sie wollte ihm in die grauen Augen sehen, wenn sie ihn tötete.

Überhaupt war viel grau an ihm, nicht nur die Augen und das Eisen seines Kettenhemds. Auch im Haar nahmen einige Strähnen die Farbe von Asche an. Menschen alterten anders als Elfen. Alles, was sie taten, grub Spuren in ihre Züge. Als er sich umdrehte, sah sie die tiefen Falten in seinem Gesicht. Sie verbanden die Nasenflügel mit den Winkeln eines Mundes, der wohl

selten lächelte, und betonten die hohen Wangenknochen. Seine Augen waren schmaler als bei den meisten Rosenohren und standen etwas schräg.

»Ich bin dieser Duelle müde«, sagte Erm Sen. »Sie werden niemals enden, oder? Nach dir werden weitere kommen?«

»Nein«, widersprach Lailath. »Ich bin die Letzte, denn ich werde dich besiegen.«

Es war ein sonniger Tag, aber der Wind stahl die Wärme. Er rauschte in den Bäumen, die die Lichtung umstanden. Er zauste auch das Fell Arlupas, des riesigen Silberwolfes, der Erm Sen begleitete. Lailath erinnerte sich an Nantiangels zerfleischten Unterarm. Erst im Gesang des gemeinschaftlichen Salasandras war diese Wunde vollständig verheilt. Jetzt lag der Wolf neben einem Findling und sah ruhig zu ihnen herüber.

Lailath wäre lieber gewesen, wenn das Tier Unruhe gezeigt hätte. Es schien jedoch ebenso wenig Zweifel am Sieg seines Herrn zu hegen wie dieser selbst.

Sie spürte den Druck von Nantiangels Reif an ihrem Arm. Die Zeit war gekommen. Lailath hob den Säbel und stellte sich Erm Sen gegenüber.

»Ich sehe, dass du mich hasst. Aber ich hasse dich nicht.« Er hob Selflanatil vor sein Gesicht und besudelte die Klinge mit einem Kuss.

Die Wut über diesen Frevel überwältigte sie. Schreiend stürzte sich Lailath auf ihn.

Als hätte sein Kettenhemd kein Gewicht, tänzelte Erm Sen zur Seite und ließ sie ins Leere laufen. »Zwölf Jahre habe ich dem Kaiser gedient«, sagte er. »Zwölf Angriffe will ich dir gewähren. Wenn dein Hass dann noch nicht erloschen ist, werde ich dich töten.«

Er benutzte keinen Schild. Dadurch war seine linke Seite

ungedeckt. Lailath schwang ihren Säbel von unten herauf. Die sorgfältig geschärfte Schneide durchtrennte einige Grashalme, bevor sie sich seiner Hüfte näherte.

Er wirbelte um die eigene Achse und brachte sich so aus der Bahn der Klinge.

Lailath zog nach, nutzte den Schwung ihres Körpers, um einen waagerechten Streich zu führen.

Plötzlich war Selflanatil zwischen ihrer Waffe und dem Schurken. Hell schlug der Stahl aufeinander.

»Drei«, stellte Erm Sen fest. »Ein Viertel deines Lebens hast du schon verschwendet.«

Lailath versuchte es mit hohen Kreuzschlägen. Schräg kam der Säbel herab, zielte auf die Beuge zwischen Hals und Schulter.

Erm Sen fing ihn ab, doch sie löste die Klingen sofort, schlug einen Bogen und kam von der anderen Seite.

Nochmals parierte er, noch einmal und noch mal. Es tat Lailath im Herzen weh, dass ihre Angriffe das heilige Schwert trafen, das sie doch bewahren wollte.

Unter dem nächsten Schlag duckte sich Erm Sen seitlich hindurch, er ging ins Leere.

»Acht«, sagte er ruhig. »Zwei Drittel.«

Sie machte einen Schritt rückwärts und betrachtete ihn. Sie musste klüger agieren, erkannte Lailath. Obwohl er ein schändlicher Räuber war, schien ihr Gegner gewillt, sich an seine Ankündigung zu halten, denn noch hatte er nicht angegriffen. Das bedeutete, dass sie kühner vorgehen konnte. Solange er nicht seinerseits attackierte, brauchte sie keine Parade vorzubereiten. Sie konnte jede Deckung vernachlässigen und sich ganz dem Willen hingeben, ihm eine tödliche Verwundung beizubringen.

Nein, das *konnte* sie nicht. Das *musste* sie, oder sie würde unterliegen. Erm Sen war ein brillanter Schwertkämpfer. Er hatte

nicht nur Nantiangel besiegt, sondern Hunderte Tulamiden und auch die besten Fechter der Shiannafeya vor ihm. Seine Selbstsicherheit entsprang keiner Arroganz, sondern dem Wissen um die eigene Stärke.

Lailath trat bis auf einen Schritt an ihn heran. Stumm sahen sie sich in die Augen. Er machte noch immer keine Anstalten, anzugreifen. Ob er wirklich hoffte, sie würde unverrichteter Dinge abziehen?

Er verstand gar nichts.

Um ihn zu täuschen, setzte sie zu einer Rückwärtsbewegung an, zog aber unvermittelt ihre Klinge hoch und attackierte sein linkes Knie. Diesen Streich konnte er unmöglich kommen sehen.

Er parierte ihn dennoch. Zuckte da etwa ein Lächeln in seinem harten Gesicht?

Lailath warf sich nach vorn und stach nach seinem Bauch.

Er drehte sich, sodass die Säbelspitze ungünstig auftraf. Scharrend glitt sie über das Kettenhemd, ohne ihn zu verletzen.

»Zehn.«

Auf einem Fuß drehte sich Lailath dicht über dem Boden. In der Wüste wäre nun der Staub aufgestiegen und hätte ihre Bewegung verborgen, hier jedoch bremste sie das hohe Gras.

Erm Sen sprang zurück und brachte seine Beine so in Sicherheit.

Damit hatte sie gerechnet! Auch ein Meisterfechter konnte seine Bewegungsrichtung nicht ändern, solange er in der Luft war. Für einen Wimpernschlag war er ihr ausgeliefert.

Sie drückte sich ab und sprang hinter ihm her. Ihr Säbel stieß vor.

Die Parade kam spät, aber sie kam. Funken schlugen aus dem Stahl.

darin mit, aber mehr noch Zorn, Schuldbewusstsein, und doch auch Hoffnung. Und kurz vor dem Sturm war Tjorne aus dem Zelt gerannt, wobei er gerufen hatte, dass Beorn der bessere Drachenführer sei.

»Menschen verwirren mich«, flüsterte er.

»Nicht nur dich«, bestätigte Galandel die-von-Ometheon-singt. Die weißhaarige Elfe saß neben ihm in der Nivesenjurte, die unter dem immer heftigeren Ansturm des Windes aus dem Boden zu reißen drohte. Einige Pflöcke lösten sich bereits. Firutin, ein kräftiger Mann, der sie seit seiner Befreiung aus dem Himmelsturm begleitete, versuchte, sie wieder festzudrücken, ohne das Zelt zu verlassen.

Mit Ausnahme der Waldmenschenfrau Irulla war allen anzusehen, dass sie sich vor dem so plötzlich losgebrochenen Unwetter fürchteten. Man suchte die Nähe der anderen, aber während Zidaine Barazklah mit versteinertem Gesicht neben Nirka hockte, stand Tylstyr Hagridson mit Vascal della Rescati und dessen Nichte Leomara zusammen. Waren Tylstyr und Zidaine nun kein Paar mehr?

»Sie sind so schnelllebig«, murmelte Salarin. Die Rosenohren konnten ein Dutzend Dinge auf einmal empfinden. Dabei spielte es keine Rolle, ob sich diese Gefühle widersprachen, geschweige denn, ob sie irgendeinen Bezug zur umgebenden Melodie der Welt hatten. Das prägte ihre Entscheidungen. Sie trafen sie plötzlich und änderten sie ständig.

Passierte das gerade jetzt zwischen Zidaine und Tylstyr? Begannen sie, ein neues Lied zu singen? Und wussten sie selbst, wie es klänge?

In jedem Fall war dies ein Tag, an dem Neues begann. Tjorne hatte Phileassons Ottajasko zorn erfüllt verlassen, und wenn Salarin richtig deutete, was bei seinem Eintreffen im Zelt im Gange

gewesen war, wollten sich Nirka und Hern'Sen der Ottajasko anschließen. Schwester Shaya hatte gerade angesetzt, die beiden einzuschwören, aber dann war der Sturm aufgekommen, sie war hinausgegangen und Asleif Phileasson und Ohm Follker waren ihr gefolgt.

»Wir wollen zur Sturmherrin Rondra und zum aufbrausenden Efferd beten.« Praioslob stellte sich neben die Feuerstelle und breitete die Arme aus. Die Ärmel seiner roten Tunika hingen so weit herab, dass die Arme Schwingen ähnelten. »Bitten wir die Göttlichen um ihr Erbarmen, damit ihr Zorn uns nicht zerschmettert.«

»In diesem Wind liegt kein Zorn.« Salarin stand auf. »Er ist eine Einladung.«

Der beinahe kahle Geweihte runzelte die Stirn. »Wie kommst du darauf?«

»Hört ihr es nicht?« Um Bestätigung heischend sah Salarin sich um. Sogar in Galandels grünen Augen stand nur Ratlosigkeit.

»Komm, Schwester.« Er streckte ihr die Hand hin. »Gehen wir hinaus.«

Die anderen verstanden seine Worte nicht, da er das zweistimmige Isdira der Elfen benutzte, wenn er mit Galandel sprach. Als sie seine Hand nahm, sich auf die Füße zog und mit ihm gemeinsam zum Ausgang schritt, wurde ihre Absicht jedoch allen klar.

Salarin hörte, wie sich die Melodien der Menschen in der Jurte vereinten. Das Unwohlsein ob des Unwetters wich der Neugier. Der Elf brauchte sich nicht umzudrehen, um zu wissen, dass sie sich ihnen anschlossen.

Ohm Follker raffte den Umhang mit beiden Händen vor der Brust. Der Sturm riss am braunen, von der langen Reise zer-

schlissenen Stoff, der um seine Beine flatterte wie eine Fahne. Asleif Phileasson trug seinen Bärenmantel nicht. Er schloss die linke Faust um den elfenbeinernen Griff von Fejris, seinem Breitschwert. Das Gewimmel des hellblonden Haars vor seinem Gesicht strafte der Drachenfürher mit Missachtung. Unbeirrt hielt er den Blick seiner eisgrauen Augen auf Shaya Lifgundsdottir gerichtet.

Die kleine Geweihte stand zwanzig Schritt entfernt, mitten auf der Norbardenwiese. Um sie herum schienen unsichtbare Riesenfäuste auf das Gras einzuschlagen. Kurz nur drückten sie es an einer Stelle nieder, und noch während es sich wieder aufrichtete, fuhr der Wind woanders hinein. Ein Elch stakste röhrend umher, wobei er die Packen verlor, die auf seinem Tragegeschirr verschnürt waren. Fluchend folgten ihm drei Männer in honiggelben Gewändern, die sich nicht einigen konnten, ob sie zuerst ihr Lasttier einfangen, die zu Boden gefallene Ware aufheben oder die noch auf dem Rücken befindlichen Bündel sichern sollten. Vor dem Gasthaus *Lavaitzis* bemühte sich eine Norbarden-sippe, die Zugtiere von der Deichsel ihres umgefallenen Wagens zu schneiden. Eine plötzliche Bö riss eine Frau von den Beinen und trieb sie zehn Schritt vor sich her, wobei sie sich überschlug wie ein Ballen Steppengras.

Shayas sommersprossiges Gesicht dagegen lächelte. Sie stand mit ausgebreiteten Armen, ähnlich wie Praioslob gerade im Zelt. Das Orange ihrer Robe erschien Salarin so hell, als leuchtete es von innen. Der Sturm zerrte den Stoff mal in die eine, mal in die andere Richtung, aber der Körper der zierlichen Frau schien von der Naturgewalt unberührt zu bleiben. Sie blinzelte noch nicht einmal, wenn der Wind in ihr Gesicht blies. Nur die beiden kupferfarbenen Zöpfe tanzten in der Luft.

*»In der Stadt, in der Ingerimm Efferd trotz,
konnten selbst die Stürme der Zeit
die Spur des Steppenwolfs nicht verwischen.«*

Salarin verstand Shayas Worte laut und deutlich, aber nicht, weil sie geschrien hätte. Das Tosen des Sturms umgab sie noch immer, doch es klang, als stünde sie direkt neben ihm und spräche in einem stillen Raum. Ihre Melodie war losgelöst von der Welt des Greifbaren.

*»Zerreißt den Schleier der Vergangenheit,
und ihr werdet eine silberne Flamme finden!
Sie ist der eine Schlüssel zu Orima der Allsehenden,
der ihr dereinst begegnen werdet.«*

Salarin und Galandel sahen einander verwundert an. Die Stimme der Elfe verwehte im Sturm, aber die Lippenbewegung reichte Salarin, um zu erkennen, welches Wort sie hauchte: »Orima!«

Zu Beginn der Reise war Salarin dieser Name unbekannt gewesen, erst Galandel hatte ihm seine Bedeutung erklärt. Damals, auf der Felsnadel nördlich der Insel der Schneeschrate, wo sie Jahrhunderte auf Gefährten gewartet hatte, die das letzte Stück ihrer Reise mit ihr gingen. Im Heiligtum der alten Götter, wo die vier Statuen mit dem von Kristallen gebündelten Sonnenlicht den Weg nach Ometheon wiesen, zum Himmelsturm. Eines der Bildnisse zeigte Orima, die blinde Göttin, die mit Füllhorn und Schwert das Schicksal zuteilte.

Vor eineinhalb Wochen erst hatte er mehr über sie erfahren, so viel mehr! Von Niamh, der Lichtelfe in ihrem Zauberwald. Sie hatte Orima gekannt, anders, als die Menschen ihre Götter kannten. Noch nicht einmal die Hochgeweihten in ihren pompösen

Tempeln kamen den Ewigen so nahe. Niamh und Orima waren Seite an Seite aus dem Licht in die Welt getreten.

Salarin blinzelte und sah auf die Wiese, wo der Wind abflaute. Sein Heulen wurde zu einem Säuseln. Shaya schien aus dem Griff der Mächte entlassen zu sein, die durch sie gesprochen hatten. Sie richtete ihr Gewand. Salarin glaubte, dass sie nach dieser Erfahrung einen Vorwand suchte, einen Moment allein zu sein. Die anderen Gefährten dagegen plapperten wild durcheinander.

Salarin ging ein paar Schritte zur Seite. Auch er suchte Ruhe, um seine Gedanken zu ordnen. Hatte Niamh wirklich berichtet, sie sei gemeinsam mit Orima aus dem Licht getreten? Salarin erinnerte sich daran ... und doch wieder nicht. Mit welchen Worten hatte Niamh das beschrieben? Sie hatte Orima mit dem Beinamen Mit-dem-Sternenmal bezeichnet, und damit meinte sie das Geburtsmal, das auch sie selbst und Salarin an der rechten Schulter trugen. Auch von Orimas Rosentempel in Tie'Shianna hatte Niamh berichtet, sie hatte ihn sogar gezeigt, am Grund ihres Sees ...

Aber Salarin Trauerweide sah ihn auch anders. So als stünde er davor, als würden die Blätter aus weißem Stein vor ihm in die Höhe wachsen. Doch das konnte nicht sein, dafür hätte er unter Wasser stehen müssen! Sie waren aber doch in einem Boot zu Niamhs Insel gefahren, die sie nach ihrem Geliebten, dem Zaubersänger Oisin, benannt hatte. Aber Salarin sah auch ein Gesicht vor sich, als er an Oisin dachte. Hüftlanges schwarzes Haar, ein spitzes Kinn, die Augen beinahe farblos, wie Bergkristall ... Wer war dieser Mann, der ihm überlegen und zugleich milde entgegenlächelte?

»Was hast du?« Besorgt sah Galandel zu ihm hoch. Die Fältchen neben ihren Augen verschwanden jetzt nicht mehr. Das Alter kroch in den Körper der Elfe.

